Wilhelm.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1849.

IV.

Nach den Augenblicken der Aufregung war es den beiden innig Befreundeten ein Bedürfniß, von Gegenständen ernster, großer aber doch dabei abkühlender Natur zu sprechen, und so kam Franziska's Bühnenkunst zur gelegentlichen Verhandlung.

Wilhelm erwartete von dem Theater gerade in unsern Tagen nichts. Er sagte dies der Freundin offen. Aber, setzte er hinzu, bereiten Sie sich vor, daß eine große, schöne Zeit Sie bald aus den Coulissen hervorruft, und dann kommen Sie und bringen Sie Ihr fertig herausgearbeitetes Kunstwerk mit. An eine Zeit, die so schlaff an der Kunst vorübergeht, soll sich die Geweihte nicht verschwenden. Es gehört ein Stolz dazu,

wenn man nicht gehört wird, auch nicht sprechen zu wollen, und diesen Stolz muß Thalia jetzt zeigen. Es gehört eine Welt der Bewegung und der Thaten dazu, damit die Kunst ihre volle Würde und Bedeutsamkeit erhalte; in langen Friedensjahren erlahmt das Spiel der Bühne und wird läppisch und kindisch. Man achtet sein nicht mehr. In dieses Stadium sind wir jetzt eingetreten. Alle Augen wenden sich auf die Bühne der Welt und erwarten dort die großen Scenen, die erschütternden Situationen. Haben wir sie dort gesehen und gleichsam wieder an der Quelle geschöpft, dann wenden wir uns mit erhöhetem Interesse dem Abbild zu, und lassen uns erheitern, nachdem der Ernst uns ganz erfüllt. Sehen wir die Periode der Geschichte durch, immerdar werden wir diese Beobachtung bestätigt finden. Die Zeiten der Reformation, der Religionskämpfe, wahrlich Zeiten voll des erschütterndsten Ernstes, hatten im Gefolge unmittelbar die ganze frische Fülle und Keckheit der dramatischen Kunst und der bunten Bildergestaltung in Leben und Spiel. Wir wollen nur an Hans Sachs denken. Dann die Stürme des siebenjährigen Krieges schütteten uns als ursprünglich von dem

Stamme dieses vom Orkan gelösten Lebensbaumes die köstlichsten Früchte der Kunst in den Schooß, und die Befreiungskriege führten die Genieen Schiller und Goethe an ihrer Hand. Ein Institut, wie die Bühne, will, da es etwas Nothwendiges ist, seine Nahrung aus der Zeit haben, es kann nicht von dürren Traditionen leben. Ein langer Friede bringt aber nur kritische Talente zu Tage, keine produktiven, und so haben wir es denn erlebt, daß man unsrer armen Bühne arg mitspielte, indem man ihr das dürre Gras alter Theorieen und die verblichenen, verbrauchten Muster anderer Zeiten aufnöthigte. Es ist nicht zu sagen, wie dies Aufdrängen englischer und altspanischer Gebilde, sowie die Erweckung der griechischen und altklassischen römischen Komödie der Bühne unserer Tage geschadet hat. Sie empfing hiermit gleichsam den Gnadenstoß und man kann keck behaupten, daß sie an Shakespeare zu Grunde gegangen. Unsere Nachbarn, die Franzosen, haben sich doch noch etwas Eigenthümliches und Frisches zu bewahren gesucht, indem sie, ebenfalls in die Nachahmung und Verzerrung unter der Herrschaft Victor Hugo's versunken, doch schnell wieder in die Intriguenkomödie einlenkten, wo ihr National-

charakter thätig mitwirkte, und deshalb etwas Eigenes zu Tage gefördert wurde. Die Engländer haben außer ihrem Punch-Theater, oder der Volksbühne auch nichts Frisches, Eigenes gegeben, von den Italienern kann gar nicht die Rede sein, und so haben wir in diesen Friedensjahren in der That erlebt, daß ein so großes, kräftiges Institut, wie die Bühne zu einem fast widerwärtigen, läppischen — und dabei doch äußerst kostspieligen Zeittödtungsmittel herabsank. Warum also dieses Leben fristen wollen, warum nicht lieber die Thüre dieses Tempels auf einige Zeit schließen, während die Thüren des Janustempels sich öffnen.

Franziska fragte, wie sie die Rolle der Phädra zu nehmen habe. Es ist dies das Stück, setzte sie hinzu, das uns zuerst zusammenführte, und ich habe mir in den Kopf gesetzt, daß ich gerade diese Rolle zu studiren habe, und daß mir vorbehalten ist, gerade auf diesem Felde meine Lorbeern zu ärndten.

Nehmen Sie sich in Acht, entgegnete Wilhelm, daß Sie sich da nicht bitter täuschen: die Phädra ist ein zu kolossales Bild antiker Leidenschaft, als daß irgend eine, auch die begabteste

Künstlerin unserer modernen Welt sie völlig zur Erscheinung zu bringen hoffen dürfte.

Ah — ich habe wohl schon etwas von diesen Skrupeln geahnet, erwiederte Franziska.

Das will ich gerne glauben; denn der Unterschied zwischen jener und unsrer Welt ist zu grell in die Augen springend, sagte Wilhelm.

Dennoch! kann die Situation nicht auch bei uns vorkommen?

Sie kann's, allein wer von unsern Dichtern würde wagen sie so zu schildern, als wir von den Alten wissen, daß sie den Charakter der Phädra aufgefaßt. Leider sind uns die Tragödien, die Sophokles und Euripides aus diesem grandiosen Stoffe geschaffen, verloren gegangen, allein, wir wissen aus den Schriften der Philosophen und aus den Dogmen der Götterlehre, wie sich die Poeten Schöpfungen dieser Art bildeten. Es überschritt die kühne Dichtung alles Maaß, die Leidenschaft wurde geradezu Wahnsinn, und das konnte ein Publikum in Athen ansehen, daran sich erfreuen, davon begeistert werden — wir würden uns schaudernd abwenden.

Aber Racine's Schöpfung — hub Franziska an.

Sprechen Sie mir nicht von Racine, rief Wilhelm, während ich von den Alten spreche. Ich wollte Ihnen nur damit sagen, daß eine Phädra wie sie die Bühne im Zeitalter des Pericles sah, für uns nicht denkbar, geschweige denn darstellbar ist. Es fehlt uns nicht an Einzelnem — nein, es fehlt uns geradezu an Allem. Wir haben weder den Boden, auf dem ein solches Gebäude aufgeführt werden mag, noch die Materialien, um es zusammenzusetzen. Es ist eine grausenvolle Gewitternacht, wo es um die Giebel uralter Göttertempel brauset, und durch die Haine geweihter Priesterstätten mit grellen Blitzscheinen leuchtet. Wir hören mitten im Sturmgeheul das Geschrei der Stimmen, den wilden, zerrissenen Choral der fliehenden Priester, und die helle Lohe, aus einer der Tempelhallen schlagend, beleuchtet die umstürzenden Statuen der Götter. So ist die Phädra. Wenn wir das Liebe, das Leidenschaft nennen — gut, ich habe nichts dagegen, allein man soll nur nicht sagen, daß wir es grade so täglich und stündlich in unsern kleinen Häusern von Fachwerk, auf unsern Straßen mit Eisenbahnen sehen. Nein! Dem ist nicht so. Ein Dichter unsrer Tage kann wohl in einer Stunde der Raserei diese Glut

nachempfinden, allein sie schildern, oder gar unsern Verhältnissen anpassen, das soll er wohl bleiben lassen.

Franziska sagte traurig. Was ist dann zu thun? Da werde ich wohl davon bleiben müssen.

Geben Sie immerhin das, was uns der feine und poetisch warme Racine gegeben hat, entgegnete Wilhelm. Es ist eine schwache Skizze, aber immer mit fester Hand, mit einiger Keckheit und vielem Kunstgeschmack gegeben. Wenn wir schon dieses Gebilde rein und schön erhalten, so ist damit viel gethan. Racine hat, wie ein Dichter nicht anders kann, für seine Zeit gedichtet und Phädra ist eine Französin, aber eine große und kühne. Die junge Schauspielerin, die der Abgott der Franzosen ist, und die wir damals in Brüssel zu bewundern Gelegenheit hatten, giebt, bin ich überzeugt, grade das Vorbild wieder, das Racine vorgeschwebt haben muß. In den Briefen, die Leclerc le jeune über Racine und seine Werke uns aufbehalten hat, ist der Beweis zu finden, daß dem Dichter die scenischen Auffassungen, wie er sie selbst sah, lange nicht genügten, und daß er den zierlichen Frauen auf der Bühne einmal laut zugerufen haben soll: Elle est folle! Er

wollte also haben, daß eine Wahnsinnige, eine Wüthende auf den Brettern erscheine.

Aber so weit werde ich nie gehen — rief Franziska, und ich bin überzeugt, meine deutschen Landsleute verlangen das auch gar nicht.

Und sie haben recht; allein nur nicht das Gegentheil genommen, und aus der Phädra eine Art Iphigenie, eine kühne, besonnene, räsonnirende Frau gemacht, die sich in ihre Schleier wickelt und selbst mit Anstand und Würde zu sterben weiß. Wir Deutschen müssen Muth zeigen, wenn wir mit solchen Gebilden heraustreten wollen; aus den Tiefen unsrer Brust müssen wir die schöpferische Kraft heraufbeschwören, und die Flamme dann, ohne Rücksichten zu nehmen, auf das was jetzt gilt oder ehemals galt, leuchten lassen. Aber dazu gehört wieder, wie ich schon vorhin sagte, daß wir etwas Großes auf der Bühne der Welt erleben. Früher wird's nichts. Lassen sie nur einmal das Auge des Beobachters eine große, prächtige Gestalt, eine Mutter, eine Geliebte, eine Tochter auf dem Schlachtfelde zusammenbrechen sehen an der aufgefundenen Leiche des vergötterten Mannes, und dieses große, stiere Auge, diese ursprüngliche Bewegung wahnsinnigen Schmerzes belehrt und

befruchtet unsre Phantasie mehr, als dreißig Jahre anhaltenden Studiums an vergilbten Pergamenten alter Musterbilder. Immer nur erzeugt Leben wieder Leben, das ist so wahr, daß wer es läugnen wollte, die Kunst vernichtete.

Franziska fragte schüchtern: Also war Ihnen meine Auffassung nicht recht?

Aufrichtig gestanden, mein liebes Mädchen, entgegnete Wilhelm mit großer Sanftmuth, ich habe nichts gespürt von dem was auf der Bühne sich zutrug. Ich sah nur Sie, das heißt, nicht Sie die Künstlerin, sondern Sie, die liebe, schöne Gestalt, die ich mit Augen der Liebe in mein Herz zog, und mit Freudentaumel begrüßte. Aber ich verspreche Ihnen, daß ich nächstens, wo wieder diese berühmte und berüchtigte Tochter des Minos und der Pasiphaë über die Bretter geht, mit großer Aufmerksamkeit ihrem Gange folgen werde. Ist Ihnen dies Wort genügend?

Es muß wohl, rief Franziska lächelnd. Einstweilen hat es damit noch Zeit, und Sie werden mich auf der kleinen deutschen Bühne die mein Verwandter aufgerichtet hat, zu bekritteln Gelegenheit finden. Ich werde dort die Iphigenie darstellen.

Iphigenie! rief Wilhelm plötzlich zerstreut werdend. Es ist schade, daß dieses arme Mädchen so sehr abhängig von ihrer Mutter ist.

Von Clytemnestra? sagte Franziska.

Hm — Clytemnestra? Ach, was sagte ich da. Sie sprachen von der Iphigenie Goethe's?

Und Sie von einer andern?

In der That — in diesem Augenblicke — ja. Mir kam bei dem Namen eine junge Dame ins Gedächtniß, von der ich wohl wünschte, daß Sie sie sähen. Aber davon ein andermal. Auf Goethe's Iphigenie zu kommen, will ich Ihnen nur bemerken, daß Sie für diese Rolle noch zu jung sind. Die Prinzessin, die an die Küste der Barbaren verschleudert worden, und die daselbst mit einem so vornehmen Depit weilt, ist kein ganz junges Mädchen mehr. Sie ist mit ihren Erfahrungen, mit ihrem Kummer, ihren Erinnerungen weit in die Jahre hinein schon, das verhindert jedoch nicht, daß sie noch ein sehr liebenswürdiges und anziehendes Geschöpf sein kann.

Aber man wollte sie eben den Achill als Braut zuführen.

Wohl — aber Achill nahm sie — weil — weil er mußte, und sie nahm ihn, weil ihre Eltern es so

wollten. Da sind keine Beweise für ihre Jugend und Liebenswürdigkeit darin enthalten. Und Diana entführte sie, und sie diente lange im Tempel der Göttin, und sie diente in der Fremde und mit Kummer, und in der Einsamkeit — alles das erhält nicht eben jung und frisch. Goethe weiß das und er hat mit klugem Verständniß alles das in dies weibliche Herz hineingedichtet, was die reisenden Jahre Köstliches bringen können einem edlen Weibe. Eine junge, hübsche Iphigenie wird leicht — wenn sie mir dies unedle Wort erlauben — eine schnippische Iphigenie, sie giebt mit Koketterie eines Mädchens in der Pension dem alternden Arcas ihre abweisende Antwort, und somit ist die göttliche edle Priesterin auf immer vor unsern Blicken entweiht. Iphigenie ist das Weib, das nicht Liebe für einen Einzelnen, aber wohl Liebe für die ganze Menschheit fühlt, eine heilige Natur voll Gottes- und Menschenliebe. Das ist etwas Anderes als ein kleines verliebtes Prinzeßchen, dem vor dem Geruch des Pelzwerkes der Barbarenkleider ekelt, und dem der König Arcas zu derbe und braune Fäuste hat.

Franziska lächelte. Es ist wahr, sagte sie; Iphigenie darf nicht jung gegeben werden.

Die innerliche Jugend hat sie; rief Wilhelm. Wie denn eine schöne Seele nie alt wird. Wenn wir sie aber mit äußerlichem Reize verschwendrisch ausstatten, so geben wir ihr was ihr nicht zukommt, und was sie leicht entbehrt. Ich würde bei Darstellung dieser Rolle, die Goethe so recht für uns ins Deutsche übertragen, das heißt poetisch nationalisirt hat, eher rathen zu dem andern Extrem hinzuneigen, und sie fast matronenhaft zu geben, und ihr erst als sie von ihrer Jugend und Heimath mit den beiden Fremden spricht, als sie von ihren Eltern und den Genossen froher Tage spricht, ein Erwachen gleichsam zu Jugend und Schönheit zu geben, und damit plötzlich die Zuschauer zu überraschen. Anfangs kann sie, sogar etwas gebeugt, in ihren Schleier gewickelt aufs Theater kommen, aber als sie mit Orest spricht, schlägt sie, wie ein befreiter Sommerfalter ihre Schleier zurück, und zeigt die noch junge, schöne Priesterin. Alles an diesem herrlichen Wesen, muß Inneres sein: so wie ihr Herz glüht, ist sie jung, so wie der Kummer sie beschattet, sinkt sie in die Matronenstellung zurück, und das Gebet am Altar spricht sie leise und bebend, wie eine Wittwe, die Mann und Kinder schon begraben, und über das Grab

hinaus die starren Blicke sendet. Es ist ihr Alles und Jedes gegenwärtig, sie sieht in die weiteste Ferne, und das Geschick der Sterblichen, die alte Grausamkeit und Härte der Götter, das Unvermeidliche des Untergangs ganzer blühender Geschlechter, geht an ihrem Blicke vorüber. Sie ist nicht demüthig; sie sagt sich nur kühn und besonnen: so ists! Darum hoffe nichts vom Himmel, sondern erwarte alles von dir selbst. Sie sehen, liebe Franzis, ein ganz junges Mädchen kann nicht das und nicht in dieser Weise uns geben. Wo soll sie's auch herhaben, das will erfahren sein! und Goethe sagt anderswo selbst: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte, auf seinem Lager weinend saß — der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Oh! rief Franziska und hielt sich beide Hände vor die Augen gepreßt, so wird uns denn überall und überall zugerufen, daß wir selbst weinen, selbst trostlos und verlassen sein sollen um die Glücklichen zu rühren. Diese Glücklichen, die ewig triumphiren, die sich an dem blutgenährten Bilde unsrer Kunst erfreuen, und dann seitwärts blicken, lächeln, und uns vergessen. Unterdessen liegen wir in Krämpfen, und winden uns unter dem

Drange unsrer Schmerzen, die wir heraufbeschworen, um eine frivole Welt auf wenige Sekunden zu belustigen.

Franziska! —

Ja, ja — so ists. Warum sich's verhehlen? Sie hielt ihre Thränen nicht weiter zurück und Wilhelm sah staunend und bekümmert welche Wendung dieses anfangs so stille und heitre Gesprächsthema genommen. Er sagte nach einer Pause: Die Kunst tröstet, sie richtet auf. —

Nein, nein! rief Franziska schneidend: sie mordet, sie drückt nieder, sie ist der schöngeschliffene Dolch, den wir uns in die Brust stoßen. Aber meinethalben, wenn ich nun so, und nicht anders sterben will, wer kann etwas dagegen haben? Ich gebe so oft und so treu den Wahnsinn auf der Bühne, bis ich den wahren, ächten, unverfälschten herbeigelockt habe, und der mich dann umfängt; ich winde mich so oft und so lange in täuschendem Liebesgram auf der Bühne herum, bis der wirkliche Tod kommt und mein Herz bricht, und so zur Ruhe bringt. Ich kann es nie denken, wie ich als Julia aus dem Fläschchen so lange nur schuldlose Limonde schlürfe, bis endlich — Gott weiß

es durch welche Hand hineingetröpfelt, wirkliches Gift darin entdecke.

Das ist Frevel und Tollheit! rief Wilhelm entrüstet, und hierüber weiter zu sprechen ziemt mir nicht. Er stand auf, und entfernte sich verstimmt. Franziska wollte ihn zurückrufen, allein die Stimme erstarb auf ihren Lippen.

V.

Wir könnten noch Manches über die Bühnenkunst, und über einzelne dahin schlagende Gegenstände sagen, allein wir scheuen uns eine Erzählung, die gemacht ist um das Gefühl zu beschäftigen und der Einbildungskraft Nahrung zu geben, mit dem Ballast kritischer Betrachtungen und ästhetischer Urtheile zu beschweren. Es sei darum mit dem Gegebenen genug und nur später noch einmal wo uns die Persönlichkeit der jungen Schauspielerin gradezu auf diesen Gegenstand leitet, werden wir noch etwas über das Theater und einzelne Rollenauffassungen vorbringen. Wilhelm sah jetzt seine zärtliche, schwärmerische Freundin sehr oft auf der kleinen Privatschaubühne auftreten, die in dem Hause des deutschen Banquiers einen der Hauptbe-

standtheile der geselligen, von dem Kreise seiner Bekannten und Freunde sehr gesuchten Unterhaltung bildete.

An einem Abende, wo von Emilie Galotti die Rede gewesen war und dann von Louise Miller in Schillers „Cabale und Liebe", brachte Franziska, nachdem sie lange in den Schubfächern ihres kleinen Wandschränkchens gesucht, ein sauber zusammengeknüpftes Bündelchen Briefe hervor, die sie Wilhelm übergab. Lesen Sie sie, und denken Sie dabei an allerlei in Natur- und Menschenleben, sagte sie. Von wem sind diese Briefe? fragte Wilhelm. Das sag ich nicht, entgegnete sie; es ist auch gar nicht nöthig es zu wissen; es sind nun eben Liebesbriefe; sie führen die uralte Ueberschrift: „Sie an Ihn". Dagegen kann Niemand etwas haben, und die aller unverschämteste Neugier muß zugeben, daß damit alles gesagt ist, was zu sagen war. Sie brauchen nicht in mich zu dringen, Sie erfahren nichts; ich sage Ihnen nicht einmal ob die Briefe nicht schon irgendwie und irgendwo ihre Mission erfüllt, ob das Paar, das hier seine Glut und Wonne niederlegte, nicht schon längst unterm Hügel ruht; es könnte aber auch sein, daß die Hand, die sie schrieb, noch gegen-

wärtig von lebendigem Pulse durchklopft wird. Es kann alles sein und es kann nichts sein; das heißt es kann nur ein Spiel der blüthen- und blätterreichen Einbildungskraft sein, die sich Lauben wölbt, um darin zu träumen. Aber lesen müssen Sie. Wilhelm versprach es, und als er zu Hause war, schlug er die feinen Blätter auseinander und las:

Sie an Ihn.

O Du lieber Mann, was hast Du für eine gute Art zu schelten! Es ist so etwas Herzliches darin, daß ich es absichtlich auf ein Scheltwort von Dir anlegen werde. Du bist ein ganzer Mann, ein Gott und sein Weib liebender Mann; mein All, All — Alles bist Du. Ich lese Deinen Brief nnd schreib an Dich beinahe alles zusammen — was kann aber die Liebe nicht. Du schilst daß ich durch Nähen und Stricken mir den Finger wund gemacht. Soll ich denn die Hand in den Schooß legen? Da würd eine Närrin aus mir werden, obgleich ich jetzt Dein Weib bin. Was Klügeres kann kein Mädchen in der ganzen weit und breiten Welt sein, als Dein Weib. Der Finger ist auch wohl behalten und heil, und sieht aus wie — neu, hätte ich bald geschrieben —

wie zuvor. Er hat keinen schwarzen Verband mehr, die Trauer ist schon gestern abgelegt. Was willst Du mehr? Fast wünscht' ich Du möchtest noch mehr wollen, damit Du schelten könntest. Die Musik war bei der Fingertrauer nicht verboten, und ich kann Abends, wenn Du kommst, Dir noch Deine Lieblingslieder singen. Mein Bruder wundert sich über meine raschen Fortschritte in der Musik; der gute Mann weiß nicht, daß ich in die Schule der Liebe gehe. Gott im Himmel, und Dich in der Welt! Wie kann ich Gott lieben, den ich nicht sehe, wenn ich Dich nicht lieben sollte, den ich sehe. Ich liebe Gott in Dir. Es ist unaussprechlich, wie ich Dich liebe. Du bist Gottes Bote an mich. Gott gab mir Dich. Meine Seele ist Dein, und unser Beider Seelen sind Gottes. Ist's denn Sünde, so zu lieben, wie wir lieben? und liebt nicht Gott unsre Liebe. Je frömmer ich bin, um so inbrünstiger denke ich an Dich. In der Kirche hör' ich Deine Stimme unter Hundert, und ich singe schnell mit, damit unsre Stimmen beide zusammen zu Gott kommen. Aus der ganzen Fülle meines Herzens bin ich Dir gut. Bin ich nicht Dein Weib, Dein treues Weib, Du Einziger? Sag' es mir tausendmal, und wieder

tausendmal, daß Du mein Mann, und ich Dein Weib sei. Das lernt man immer schöner aussprechen, je öfterer man es ausspricht. Wenn Du es sagst, ist mir himmlische Musik — nur leider hast Du es noch nie gesagt. Ich liebe Deine Seele, und Du die meinige. Du bist der Mann meiner Seele, und ich das Weib Deiner Seele: sonst könnten auch die Engel mit uns nichts mehr zu schaffen haben. Leb' wohl —

Nachschrift: Warum hast Du Deinen letzten Brief so weitläufig geschrieben? Wenn Du mir so gut nicht wärst, als ich weiß, daß Du es bist, würde ich mir Gedanken machen. Weiß ich es nicht: „Je kälter, desto weitläufiger, wenn man Briefe schreibt.“ Wer liebt, springt immer über die Schnur. Er kennt nicht Maaß und Schranke. Aber so bist Du! auch Deine Finger siehst Du nicht, allein die meinigen sollen nicht trauern. Könnt' ich denn nicht Dich und mich lieben, wenn auch unsre zwanzig Finger zusammengenommen in tiefer Trauer wären. Ich komme immer auf das Vorige. Wer war es denn, der da sagte, die Natur liebt eben die Finger nicht übertrieben und krankhaft weiß: rothe Wangen, starke Hände, in denen gesundes Blut durchscheint, ist Naturuniform;

wer war es? Das nenn' ich — ich nenn' es — schelten! Grüße alle Deine Finger von mir — sie sind meine Finger. Du bist ganz mein — ich ganz Dein! Wir sind eins.

Sie an Ihn.

Ich spielte gestern die Prinzessin. Ich weiß doch auch, wie es einer Prinzessin zu Muthe ist; allein ich tausch nicht mit der Königin Elisabeth, da ich Dich habe, und Du nicht mit Alexander dem Großen, da Du mich hast. Außer der Liebe, das fühl' ich, ist Alles Posse und Thorheit in der Welt. Du hast ganz Recht, die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz, allein gegen die Menschlichkeit nicht. Sie schränkt das Herz ein, allein sie erweitert es auch. Eines liebt nur Eins wie Mann und Weib, alle Menschen aber wie Schwester und Bruder. Einen Liebenden kann, glaub' ich, Jedermann betrügen, er hält Alles für ehrlich, was ihm begegnet; die Liebe ist stark Getränk für die Seele, sie berauscht sich in ihr. Du hast mir gestern geschrieben, daß ich Deine Buchstaben nachmache, und daß sie mit der Zeit grade so wie die Deinen sein würden. Lieber Mann, ich leg' es nicht darauf an, ich mache sie nicht nach, es kommt von selbst, ungesucht: ich lese Deine

Briefe mir ins Herz und in die Hand. Wenn Du morgen zu mir kommen willst, komm' um vier, von vier bis sieben sind nur drei Stunden, um sieben geh' ich ins Theater. Ich habe Dir viel von der Liebe zu sagen, auf die mich Dein Brief gebracht hat. So etwas muß man sich rasch hintereinanderweg sagen: schreibt man, so ist's, als sendete man getrocknete Blumen, da doch rings der Frühling blüht. Ich denke, die Liebe ist noch das Einzige, was in der Welt von dem Stande der Unschuld und von der Zeit, da sie aus des lieben Gottes Hand kam, übrig ist! Und, du lieber Gott, bei alledem glaub' ich, daß in dieser volkreichen Stadt nicht drei Paare sind, die sich lieben wie wir — was sag' ich, vielleicht nicht in der ganzen Welt. Du wirst über Vieles lachen, was ich mir in den Kopf gesetzt, für Vieles wirst Du mich aber küssen. Ich hab' schon immer gedacht, ihr Männer könnt nimmer so zärtlich sein, wie wir: hörst Du? wie wir! Wo ich Alles hernehme, was ich schreibe, mußt Du besser wissen als ich, denn wahrlich, wenn ich mich an's Papier setze, weiß ich kein Wort. Morgen von vier bis sieben. Ich würd' nicht eine Silbe an Dich schreiben, wenn Du es nicht so wolltest, aber Du müßtest

ohne Ende und Ziel an mich schreiben, sonst wüßt' ich nicht, was ich anfinge. Ich find' in keinem Buche das, was ich in Deinen Briefen finde; was Du aber in den meinen findest, kann nicht viel sein.

Nachschrift. Komm' ja um vier. Mich ärgert, daß ich Alles so voll geschrieben habe; ich möcht' Dich gerne noch einmal, und noch einmal bitten, um vier.

Sie an Ihn.

Sie an Ihn! Diese Erfindung macht mir Ehre. Du und ich — ich und Du. Mehr ist für uns nichts in der Welt. Mir kommt's wenigstens so vor. Es geht Dir mit meinen Sachen, wie mir mit den Deinen, ich könnt' nicht leben, wenn ich nicht 'was von Dir bei mir trüge. Ich sehe das als ein Pfand an, daß Du mit einem Kusse auslösen sollst. Den letzten Brief trage ich immer im Busen, bis ihn der folgende ablöset; Dein Tuch kann ich in der Hand halten und küssen, und mich damit vor aller Welt Augen freuen, das kann ich mit Deinen Briefen nicht, darum ist mir das Tuch lieber. Mein Tuch und meine Feder, mein Gedenkbuch und mein Spitzenkragen, die Du nicht berührt hast, sind mir alle wie ungetaufte

Heiden; was Du angefaßt hast, ist mir eingesegnet und eingeweiht. Es giebt Liebesleute, die sich einander Blumen schenken, allein wer da weiß, wie eine Blume nur schön ist, wenn man sie an der Wurzel sieht, pflückt keine ab, denn sie machen ihm nur Trauer; am allerwenigsten schickt er dergleichen seiner Liebe. Oder ist ein solches Blumengeschenk ein Bild jener Liebe, die auch bald dahin stirbt? Daß Du mir ja keine neue Feder mehr schickest! Hörst Du! ich will keine, mit der Du nicht schon geschrieben und die Du gleichsam in Gang gebracht.

Sie an Ihn.

Gestern, lieber Mann meiner Seele, Einziger! hab' ich den Geburtstag unsrer Liebe gefeiert. Im Buche der Lebendigen, das vor Gottes Thron liegt, sind wir gewiß von Anbeginn in einer Reihe zusammengeschrieben. Ich zittre und freue mich. Es schaudert mich, und ich bin entzückt, da ich an das zurückdenke, was gestern neu geboren ward. Der erste Kuß, und mit ihm der Schwur: Ewig mein! Ich hab' meinen Schutzengel inständigst gebeten, es Dir dringend einzuflößen, was ich gestern empfunden habe. Es ist unbeschreiblich! Denkst Du noch an frühere Tage zurück? Unsre

Augen waren die ersten bekannten, sie waren immer zusammen, wenn sie sich nur irgendwie erreichen konnten. Ehe man sich liebt, ist das Auge eine Sonne, aber eine mit Wolken bedeckte. Die Liebe steckt das Auge an, zuvor ist's eine unangezündete Kerze. Kaum brennt's, so ist auch sogleich der ganze Mensch helle. Alles stufenweise in der Liebe! Nach dem Blick eine Berührung. Ich denke noch oft daran, wenn sich unsre Finger berührten, da Du mir etwas reichtest, oder ich Dir — die Funken sprühten bis in die Seele, so oft wir auf diese Weise Feuer anschlugen. Und da ich Dein Glas nahm, wie aus Versehen, und Du das meinige, und da ich mit gutem Bedacht eben an die Stelle ansetzte, wo Du getrunken, Himmel! was trank ich! ich trank Dich! ich war von Dir trunken, und mein ganzes Blut war davon entzündet. Endlich das hohe Fest, dessen Jahrestag gestern war. Sprachen wir an jenem Abende, oder sprachen wir nicht? Ich glaube: nein! Sprache und Liebe stehen nicht sonderlich mit einander, das hab' ich schon erfahren: die Sprache ist ein ungetreuer, unzuverlässiger Diener. Gott, wie Du mich küßtest! und drei Blüthen fielen von dem Baume, unter dem wir saßen, die Blüthen, um

diesen Ort zu heiligen, und die Nachtigall schlug, und Alles dies sahen wir und hörten wir nur halb, bis wir uns von dem Kuß erholt hatten. O Mann, lieber Mann, welch ein Fest! Wie hab' ich zu Gott gebetet, daß er mit unsrer Liebe sei! er, der die Liebe ist, mit der unsrigen! Ich weiß und höre das „Ja", das wir stammelnd vor seinem Angesicht ablegten, die Sonne beschien es, der Altar war mit Blumen bekränzt, die untereinander so schön zusammenstanden, als wären auch sie, wie wir, Vermählte. Man muß Gott mehr lieben wie die Menschen — ich hab' sehr, sehr für Dich gebetet. Ich bin Deinetwegen beim lieben Gott Sturm gelaufen; laut, laut schrie ich: Gott, sei mit i h m, mit i h m! Wie ich froh bin, Mann meiner Seele, das wird Dir mein Schutzgeist sagen, er hat Dich gewiß schon heute mehr als einmal besucht und es Dir erzählt. Mir ist es sehr, sehr angenehm, an den Tod zu denken. Und Dir? Gott segne und behüte Dich in all' — all' Ewigkeit — Amen!

An der einen Seite:

Heut gewiß ein Brief von Dir. Es ist Geburtstag. Die Briefe werden sich begegnen; ist der Deine noch nicht abgeschickt, laß ihn den mei-

nigen küssen, ich spür's in der Ferne, denn eh' die Briefchen einmal, wenn wir zusammenkommen, auch zusammenkommen und sich paaren, wird's noch eine Zeit dauern. An dem Gedächtnißtage unsrer Liebe, und später an unsrer silbernen Hochzeit, wollen wir sie zusammenlegen. Eben denk' ich daran, wie furchtsam unser erster Kuß war, und dann wie viel beherzter der zweite: es war, als hättest Du mir das Auge austrinken wollen, als Du es küßtest. Das ist aber wohl eigentlich nicht passend zu schreiben? Da es aber einmal dasteht — ausstreichen thu' ich's nicht; schon der Landpfleger Pilatus sagte: Was ich geschrieben hab', hab' ich geschrieben. Der wollte auch nicht ausstreichen.

Sie an Ihn.

Ich habe zum ersten Male einen Menschen sterben gesehen — meine Mutter. Nun würde folgen selbst zu sterben, und das Entsetzlichste, von Deinem Tode zu hören. Denn Dich sterben sehen, wäre unmöglich. Lieber Mann, Alles auf einmal! Du willst auf einige Zeit verreisen, meine Mutter ist schon verreiset — Du kommst wieder, allein meine Mutter nicht mehr. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, und wie sehr ich Grund dazu

gehabt. Wenn wir zu unserem Briefwechsel einen Vertrauten nöthig gehabt, wäre sie es gewesen. Ein Mädchen kann zur Vertrauten in der Liebe Niemand anders als eine Mutter nehmen — allenfalls einen Bruder. Wie wird's jetzt werden, da Du unsre Liebe meinem Bruder nicht entdecken willst? Du schreibst, er ist ein guter Junge, nur ist er das in die Fluchtschlagen gewohnt. Wer Geheimnisse bewahren will, muß das Siegen gewohnt sein. Wir armen Leutchen, jetzt schreiben wir einander und tragen die Briefe selbst an Ort und Stelle. Wenn Du aber drüben im Garten wohnen wirst, wie werde ich Dir da meine Briefe im Buche über die Mauer reichen, oder auf diese, oder jene Stätte legen, welche der liebe Gott lediglich unsrer Briefe wegen so dick mit Gras bewachsen ließ, um unser Geheimniß zu decken. O Gott, wenn ich an Deine Abreise denke, ist's mir so, als wenn ich meine Mutter sterben sähe, und doch weiß ich ja, daß Du wieder kommen wirst. Du mußt auf die Universität, das hast Du mir bewiesen, also geh' hin. Ich werde Dir noch viel, viel mitgeben, damit Du Dich meiner erinnern kannst. — Dein Oheim hat Deine Hände, als wenn ich sie sähe. Wie werd' ich auf sie

blicken, selbst wenn er mir die Hand im Beichtstuhl auflegen wird, selbst da werde ich an Deine Hand denken. Das ist keine neue Sünde — es ist die alte. Und all' die Stellen, wo Du gingst, wo Du kamst — ich werde sie behalten und besuchen; ich werde genau wissen, wo ich Deine Gefangene ward, und wo unsre Augen einen Bund machten. Bedenke, daß ich den Ort vor allen Dingen nicht vergessen darf, wo wir unter dem großen Fliederbusch Concert machten, Du die Flöte, ich singend, wo Du mich zusammennahmst, und mich küßtest, und wo ich Dir mit einem bescheidenen Kuß für einen heftigen dankte — wo wir uns freuten, daß es Frühling geworden, und das erste Veilchen, die erste gelbe Blume, den ersten Schmetterling bewillkommneten. Was weine ich, Thörin, Du gehst hin, um beständig bei mir zu sein, um Stroh zum Nestlein für uns zu holen. Flieg' denn aus, find' bald Dein Stroh, und denk', daß Deine Sie auf Dich wie eine von den klugen Jungfrauen wartet. Schick' mir dann und wann eine Taube mit einem Oelzweig. Wir müssen's noch verabreden, wie wir es mit den Briefen halten wollen. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir ist! So bang' — so bang'! So sind wir Menschen! Wer stirbt gern,

wenn er gleich weiß, daß er dadurch zum ewigen Leben kommen soll; — das letzte ist gewiß. Leute, die recht sehr fromm sind, müssen hier schon wie dort sein. Sie studieren gleichsam die himmlische Geographie, und sind im Himmel so zu Hause, wie ich in Gedanken es auf all' den Universitäten sein werde, auf denen Du grade studierst. Wer stirbt aber gerne? Wieder auf meine Mutter zu kommen, so wisse denn, lieber Freund, daß ich ihr, kurz bevor sie starb, unser Liebesgeheimniß entdeckt habe. Ich zitterte vor der Minute, da es heißen sollte: es ist vollbracht. Nachdem ich ihr aber das Geheimniß gesagt, war mir bang' für ihre Besserung. Ist's nicht gut, daß ich ihr's gesagt habe? Sie hätt's doch im Himmel erfahren, und dann hätte sie Ursach' gehabt, es mir zu verdenken, wenn dies Wort im Himmel nicht verboten ist. Was weiß ich — ich dachte eben, es wäre Unrecht, sie ohne dies Geheimniß sterben zu lassen. O mein Geliebter, welch einen Segen hat sie über uns ausgesprochen! Sie war schon lange wie todt, hatte lange sprachlos gelegen, da ich ihr aber unsre Liebe erzählte, bekam sie ihre Sprache wieder. Sie nannte Dich „Sohn"; das hätte sie meines Vaters, meines Bruders, meiner Schwester

wegen in dieser Welt nicht das Herz gehabt; sie fühlt' aber, wer sie war, sie fühlte ihre Beförderung zum Engel. Sohn! Sohn! Sohn! sprach sie, als ob sie sich dabei etwas zu gut thäte, und blieb im Segnen. Gewiß hat sie's mit himmlischen Worten fortgesetzt, was sie mit irdischen angefangen, und was sie mit Schwachheit begann, hat sie geendigt mit Kraft. Gott schenke ihr die Ruhe der Auserwählten. Auf ihrem Grabe will ich oft Rath holen, wenn ich in Deiner Abwesenheit dessen bedarf. Du mußt mit mir dahin wallfahren und dies Grab sehen — so schwarz, so unbegraset, so unbeblümt es ist. O Lieber! mir ist so — so — rings um's Herz, als wenn ich der Mutter bald folgen sollte — und hätte ich Dich nicht — wie gern, wie gern käme ich zu ihr hinüber.

Du schreibst mir, „schone Dich! ich weiß, Du bist in Dein Leben nicht verliebt — schone Dich meinetwegen!" Wohlan denn, Geliebter! Deinetwegen! Deinetwegen will ich leben, leiden und sterben.

Gestern, als ich Dich zum letzten Male — o wie ist nur dies Wort „zum letzten Male" mir in die Feder geflossen! — sah, standest Du in der

Sonne. Sie beschien Dein edles Angesicht. Sanft und zurückhaltend war ihr Strahl, so als wenn Gott mit Menschen spricht. Da dacht' ich Sonn' und Mond sind Mann und Weib. Da sah ich uns Beid' im Himmel, Dich in Sonn', mich in Mond gekleidet. Ich weiß nicht, wie mir war! mir kam es so vor, als stürbe ich bald, und meine Mutter hielt ein Mondgewand in der Hand, zog mir das Sterbehemde aus und kleidete mich himmlisch ein. Ich war außer mir! Das allein hab' ich behalten, daß es selig wäre, selig, selig — zu sterben — aber nur wenn Du mit stürbest! — Ich finde auf dem ganzen Briefe kein Plätzchen mehr; es ist Alles zum Brechen und Biegen vollgeschrieben. Ha! da ist noch ein Zipfelchen: es soll roth darauf stehen, daß ich Dich lieb' —

Hiermit endeten die Briefe, die Wilhelm las und nochmals las. Er wußte nicht, wie er mit der Schreiberin dieser zugleich kindlichen und feurigen Zeilen daran war, wie er sie benennen und wo er sie suchen sollte. Anfangs hatte er die Ueberzeugung gefaßt, Franziska hätte sie selbst geschrieben, und es wurde ihm plötzlich ganz eng

um's Herz, wenn er sich dachte, daß das Mädchen in ihrem phantastischen Uebermuth, in ihrer oft launenhaften Leidenschaftlichkeit ihm sich auf diese Weise entdecken wolle, indem sie Briefe, die sie an ihn geschrieben, aber nicht abzusenden den Muth gehabt, jetzt, gleichsam in Verzweiflung, weil er doch einmal erfahren müsse, was ihm nicht zu verbergen sei, in vollständiger Sammlung, als angehäufte Dokumente ihrer thörichten und kummervollen Stunden in den Schooß geschüttet. Aber die scharf ausgeprägten Beziehungen in den Briefen ließen ihn bald eines andern Glaubens werden. Die Schreiberin mußte ihre eignen Geschicke bezeichnet haben. Jetzt besann er sich, von Alfred gehört zu haben, daß eine ältere Schwester Franziska's an einer unglücklich sich endenden Liebe frühzeitig gestorben sei. Jetzt war das Räthsel gelöst. Franziska hatte sich mit diesen Briefen getragen, sie hatte sich in diesen verklungenen Schmerz hineingelesen und gelebt, und die Schmerzen und Freuden der Schwester waren in dem bewegten Seelenzustand, in welchem sie sich befand, ihre eignen geworden. Als Wilhelm bei seinem nächsten Besuche, wo er die Briefe wieder zurückgab, diese Vermuthungen aussprach, rief sie lebhaft:

Sie mögen immerhin das Rechte getroffen haben; allein was thut das zur Sache? Ich habe Ihnen diese Vermächtnisse nur aus dem Grunde anvertraut, um mit Ihnen über den Charakter der Auffassungen von Liebeszuständen zu sprechen. Die Briefe selbst gehen Sie und mich nichts an; ich habe sie irgendwo abgeschrieben. Wenn es Ihnen indeß bequem ist, zu glauben, meine Schwester habe sie einst geschrieben, so will ich nicht dagegen sein. Die Arme hatte allerdings ein ähnliches Schicksal. Sie wurde, nachdem sie von ihrem Freunde treulos verlassen worden, Nonne, und starb im Kloster an der Auszehrung. Sie war ein einfaches, liebes Mädchen.

Franziska ging jetzt von den Briefen auf die Darstellung von einigen Rollen über, die sie in diesen Tagen einstudirte, so unter andern die Rolle des „Gretchens“ in Goethe's Faust. Wilhelm's Gemüth und Seele war jedoch durch die Briefe in eine so weiche, zärtliche, von Schmerzen wie von Blumengerüchen durchzogene Atmosphäre versetzt worden, daß er stundenlang hinträumte und sich das arme Mädchen dachte, wie sie an ihrem Geschicke unterging. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Rosamunde, so hieß Franziska's Schwester,

wenn sie mit diesem weichen, verführerischen, reinen und schuldlosen Herzen noch lebte, auf ihn eine unbesiegbare Anziehungskraft ausgeübt hätte. Denn gerade diese Weichheit und Demuth fehlte Franzisken, die in ihren Charakteranlagen stürmisch und gebieterisch war, die die Liebe nicht wie eine goldne, unverdiente Gabe mit Bescheidenheit hinnahm, sondern wie eine Berechtigung herrisch und leidenschaftlich einforderte.

Von Neuem waren die Blumen und Früchte seiner eignen Liebesfrühlingszeit in seiner Seele betäubend wach geworden, und funkelnde Lichtstrahlen fielen aufs Neue in die süße Dämmerung, die nach und nach sich Platz gemacht. Er war wieder ganz Flamme und Leben. Es mußte sich treffen, daß er gerade an diesem Abend, wo der Geist der Briefe jede Fieber und jeden Nerv in ihm vibriren machte, in dem Salon der Gräfin, der Prinzessin Semiani begegnete.

VI.

Sie machte diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn. War es nun, daß er sie mit der Stimmung, die jetzt so allgewaltig in ihm lebte, ganz in anderer Weise ansah, oder daß die erneuerten Gerüchte, die ihm zugekommen waren, von ihrer baldigen Vermählung mit ihrem Vetter seine Aufmerksamkeit auf ihre Erscheinung gespannt hatte, das Resultat jedoch war entschieden, daß er kaum den Blick von ihr wegzuwenden vermochte und daß sein Ohr begierig jedes ihrer Aeußerungen in dem kleinen vertrauten, häuslichen Kreise auffing. Sie sprach lebhaft und mit der naiven Raschheit eines Kindes; was sie sagte, war jedoch nicht unreif, nicht leichthin, es drückte sich ein seltnes Beobachtungstalent, eine Gabe heiterer, harmloser Satyre

in ihren kleinen Skizzen und Schilderungen aus. Ihre Begleiterin betrachtete sie, wenn sie sprach, mit einem unverkennbaren Zug von froher Güte, von liebendem Stolze. Man konnte das dürre, ernste, magre, fast störend häßliche Wesen nur in solchen Augenblicken leidlich finden, für gewöhnlich war Miß Harker eine unerträgliche Person, ein dragon de vertu, wie sie mit Recht genannt zu werden verdiente. Sie saß, in ihre schwarzen, eng anschließenden Gewänder gehüllt, immer steif und starr mit einer nicht endenden Tapisserie-Arbeit beschäftigt, unbeweglich auf ihrem Stuhle, und hatte, so schien es, nur Augen und Ohren, wenn ihr schöner Pflegling sprach. Alles Uebrige, was um sie her sich ereignete, machte auf Miß Harker auch nicht den mindesten Eindruck. Sie war die Verzweiflung Iphigeniens, die oft gegen Wilhelm äußerte: Wenn Miß Harker nicht wäre, so könne ihr der Frühling wirklich schön und die Welt in der That wohlgeordnet und lichtvoll erscheinen; aber so wäre Alles vergeblich und umsonst, und noch tausendmal mehr Anstrengungen wären vergeblich und umsonst. Miß Harker schien mit Triumph diese Wirkung, die sie auf ihre Umgebung äußerte wahrzunehmen: es war eine Art

siegreicher Unerträglichkeit, ein bewußtes, stolzes Aushauchen unangenehmer Empfindungen und störender Antipathieen. Zum ersten Male konnte man hier Jemanden sehen, der glücklich war in dem Bewußtsein, daß er Niemand gefiel. Man wagte auch gar nicht, Miß Harker mit den gewöhnlichen kleinen Schmeicheleien des Salons zu kommen, man hatte das Gefühl, daß Alles doch umsonst sei, daß diese Miene, die da deutlich zeigte, wie gleichgültig ihr jedes gesprochene Wort um sie her sei, es mochte nun Dinge und Personen, welche es immer sein mochte, betreffen, jede gefällige Aeußerung von sich weisen würde. Man war viel eher versucht, Miß Harker irgend eine recht bissige und pikante Impertinenz zu sagen, in der Hoffnung, daß dadurch ihre beleidigende Starrheit gebrochen würde, allein die muthvollsten Angreiferinnen des Salons, die stärksten Geister und die händelsüchtigsten Zuträgerinnen hatten dennoch nicht den Muth Miß Harker anzugreifen. Sie war unantastbar. Ohne Zweifel wußte sie das. Auf Wilhelm übte diese Meduse nicht völlig ihre versteinernde Macht aus, er las aus den Zügen dieses strengen Antlitzes etwas heraus, was für ihn einen gewissen Reiz hatte, es war dies das Merkmal

der Ehrlichkeit, und dieses kleine Wahrzeichen versöhnte ihn mit den störenden und lähmenden Eigenschaften der Dame, die auf ihn ebenso wie auf die Andern ihre Macht ausübten. Vielleicht zeigte auch Miß Harker „eine kleine Neigung zum Wohlwollen“ gegen Wilhelm; wir sagen, vielleicht, denn wer möchte in einer so schwierigen und zarten Angelegenheit Richter sein. Gewiß war es, daß während des Winters, und während man sich die Woche einmal, öfters sogar mehrmals sah, Miß Harker zweimal das Wort unaufgefordert an Wilhelm gerichtet hatte; dies war ein in den Annalen der Geschichte von Miß Harker's „Umgang mit Männern“ noch unerhörter Fall. Zwar hatte sie ihn das erste Mal nur gefragt, ob er schon London gesehen, und das zweite Mal hatte sie ihn aufgefordert, zu sehen, ob ihr Wagen nicht schon angelangt sei, allein es waren eben doch selbstständige Anreden und sie hatte bestimmte Antworten darauf gerade von diesem und keinem andern Herrn in der Gesellschaft erwartet. Die Spaßvögel der Coterie waren auf Veranlassung dieser zwei Fragen schon so weit gegangen, zu behaupten, Miß Harkers Herz werde zum ersten Mal von einer dunkeln, unbesiegbaren und ge-

fährlichen Leidenschaft beherrscht, die trotz aller angewandten Mittel der Selbstüberwindung nicht mehr zu zähmen sei und nun sich in diesen zwei Fragen Luft gemacht habe. Da seit diesem Ausbruch der Vulkan unterdessen geschwiegen, so ließ sich Alles fürchten, daß er massenhafte Stoffe in seinem Innern ansammeln werde, und man machte sich bereit, daß die nächste Frage Miß Harker's an Wilhelm sei, ob er sie entführen wolle, und wenn die Hochzeit sein solle.

Die Gesellschaften bei der Gräfin gingen ihren Gang fort. Wilhelm war die letzte Zeit selten im Salon erschienen, weil ihn Franziska mit ihren Darstellungen und später zu kleinen vertraulichen Zusammenkünften in Anspruch nahm. Immer neue Gegenstände des Interesses wußte die junge Schauspielerin aufzubieten, um den Freund, den sie nicht missen konnte, bei sich festzuhalten. Man las zusammen, man zergliederte einzelne Rollen, man besuchte zusammen in Gesellschaft des Oheims und von dessen Familie, wo eine Menge junger, lebhafter Töchter und Nichten sich fanden, die Theater. Als Wilhelm eines Morgens bei der Gräfin erschien, um die Damen zu einem schon lange besprochenen Besuch in die Säle der

eben erst eröffneten Kunstausstellung zu geleiten, fand er in dem kleinen, hellen und mit Luxus ausgestatteten Boudoir der Gräfin die Hausgenossenschaft versammelt, und wie es schien, eine Akademie errichtet. Es wurde gemalt, gelesen, musicirt; und dabei schien die heitre Frühlingssonne durch die hellfarbigen Seidenvorhänge und streute bunte Lichter auf Tische und Möbel. Eines der Fenster war halb verhüllt und hier hatte sich ein junger Künstler niedergelassen, ein Portraitmaler von Ruf, und die Prinzessin Semiani saß ihm in einer anmuthigen und bequemen Stellung. Die schöne, schlanke Gestalt war in duftige weiße Gewänder gehüllt, und ein Bouquet glänzend frischer Rosen und Pensées war in die Florwolke am Busen eingedrückt. Hals und Schultern waren frei, nur ein kleiner Gaceschleier von blaßgelber Farbe umspielte die Rundung des Nackens. Das Köpfchen blickte so frisch, frei und anmuthig lächelnd vor sich hin, daß das Auge entzückt und gefesselt von diesem reizenden, so zauberisch beleuchteten Bilde nicht wegzuwenden sich vermochte. Zu ihrer Seite geschmiegt, halb gestützt auf die rothe Sammetlehne des Sessels lehnte Iphigenie mit dem Buche, aus dem sie las. Als Wilhelm eintrat,

hatte das Lesen eben dem Singen weichen müssen. Eine von Iphigeniens vielen Freundinnen trug eine sentimentale Romanze vor, allein mit affektirtem und komischem Ausdruck, so daß ein lautes Lachen erscholl, als Wilhelm eben die Thüre öffnete. Es wurden in einem schleppenden Tone eben die Worte gesungen: „Und er kommt, Thränen im Blick, mit Wangen bleich wie der Tod, um dem Gegenstand seiner Liebe zu sagen, daß er nach Palästina gehe, um dort die Heiden zu besiegen und den Tod zu finden!"

Ach! rief Iphigenie, und warf lachend ihr Buch hin — da kommt er! Also nach Palästina, Herr von Ortberg? Nach Palästina? Das ist zu arg; und von dieser Mission haben Sie uns und Ihrer Dame bis jetzt kein Wort gesagt.

Die Musik schwieg — Alles lachte.

Herr von Ortberg hat lange genug Zeit gebraucht, sich auf seine Reise vorzubereiten, hub die Gräfin an, die auf dem Sopha im Halbdunkel der herabgelassenen Vorhänge saß, und neben sich Frau von Berg hatte, er hat seine Freunde seit undenklichen Zeiten gemieden.

Und jetzt, da ich komme, sagte der Minister scherzend, scheine ich zur unrechten Zeit zu erscheinen. Man hat mich nicht erwartet.

Wir können nicht die Akademie besuchen, hub Iphigenie an, weil wir selbst eine haben.

Wilhelm warf einen Blick über die Schulter des Malers hinüber auf die eben begonnene und schon rasch vorrückende Zeichnung. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich so, daß er die Braziengestalt des Originals und zugleich die Copie übersehen konnte. Die Gruppe vor dem Malertische des Künstlers war reizend. Iphigeniens mehr gerundete Gestalt, ihre ausgeprägteren Formen, das Dunkle ihres Haars und die mehr bräunliche Schattenfärbung des Colorits bildeten zusammen mit den schwarzen, geistblitzenden Augen einen lebhaften Contrast mit dem blonden Gelock und dem saftigen, farbenblühenden, blumenfrischen Inkarnat des siebzehnjährigen, eben zur holdesten Jungfräulichkeit gereiften Kindes. Die Eine dieser Gestalten konnte die üppige Poesie des Südens, wie sie sich in Petrarka's Sonetten und in den schwungvollen und von einem raschen Feuer glühenden Versen Ariost's kund giebt, versinnlichen, die andre eine zarte Magie der Seelen

verkörpern, wie sie nur die Himmelsakkorde der Musik, seltener die Poesie, am seltensten die Malerei wiederzugeben vermag. Dieses himmlische Auge voll Gottesreinheit und Seelenunschuld war ein mystisches Symbol des Unausdeutbaren, Unerklärlichen, Göttlichen; man konnte in ihn staunend blicken, entzückt und durchgeistigt stille stehen, allein man konnte nicht sagen, warum es schön sei, weshalb man es anbete. Wilhelm war wie in einen Taumel versenkt, als er dieses Auge sah, es länger und immer länger ansah, und die Geister in seine Seele flattern spürte, die diesem flüssigen Krystall, in welchem eine Gottheit ihr Bild abgedrückt, entschlüpften.

Er sollte jetzt Rede stehen, wo er herkomme, welche politische Neuigkeiten es gebe, und er brachte zerstreut und in Mißbehagen unzusammenhängende Antworten zu Tage. Er veranlaßte, um von einer ihm jetzt lästigen Aufmerksamkeit auf seine Person loszukommen, daß der Gesang wieder fortgesetzt wurde, und während die verunstaltete Romanze zu Ende gesungen wurde, hatte er Zeit, sich mit etwas mehr Ruhe im Zimmer umherzusehen. Er bemerkte jetzt im Winkel zwischen Fenster und Sophatisch eine ihm unange-

nehme Figur, nämlich den jungen Fürsten Semiani, der still, und die vortretenden gläsernen Augen starren Blickes unbeweglich haltend, vor sich hinsah und den Eindruck eines aus weißgelbem Speckstein geschnittenen indischen Götzen machte. Die spitzigen Kniee waren vorgeschoben, und die nicht eben hübsch geformten Hände darauf gelegt; der ganze Oberkörper etwas vorgebeugt. Diesem Bilde früh verwelkter Jugend war ein recht blühendes Abbild noch bestehender Jugend zur Seite. Ein junger vornehmer Russe, den Wilhelm schon hier und da im Salon gesehen, aber wenig beachtet hatte, saß, mit Mappe und farbigen Stiften versehen, und mühte sich ebenfalls der Prinzessin Bild zu machen, die, wie er sagte, doch nun einmal die Qual einer Sitzung erleiden mußte, und der es daher gleichgültig sein konnte, ob ein oder hundert Maler mit Anfertigung ihres Abbildes beschäftigt seien. So viel Wilhelm mit flüchtigem Blicke sehen konnte, verstand der junge Russe von der Kunst so wenig, wie ein Lahmer es verstanden hätte, in einem Ballet mit aufzutreten, dies war jedoch kein Hinderniß, es kam hier dem lebhaften, schwatzhaften jungen Manne mehr darauf an, die Erlaubniß

zu haben, ohne lästig zu fallen oder unbescheiden zu sein, die schönen Mädchen nach vollem Genügen sich ansehen zu dürfen. Wie die Kunst dabei fortkam, war eine Sache für sich, um die sich Niemand, der sogenannte Künstler selbst am wenigsten, kümmerte. Am dritten Fenster, weit ab, aber so daß sie ihren Liebling sehen, und mit ihm Winke wechseln konnte, saß Miß Harker, wie immer mit ihrer eingewickelten Tapisserierolle, wie ein Minister mit seinem Portefeuille. Als die Musik geendet war, nahm das Geplauder seinen Anfang. Iphigenie neckte sich mit dem jungen Russen und feuerte gelegentlich kleine Spottsalven auf die starre Miß Harker am dritten Fenster und auf den unbeweglichen Prinzen in der Sophaecke ab. Die Sängerin tändelte im Zimmer umher und blieb endlich hinter dem Künstler stehen und machte hinter dessen Rücken die beiden Mädchen zu lachen, indem sie Stellungen annahm und noch einige, besonders zärtliche Strophen der Romanze deklamirte. Wilhelm blätterte in einem Album und ließ seine Blicke über die aufgeschlagenen Skizzen zu den Gegenständen seiner Wahl gleiten, dies waren Iphigenie und ihre Freundin. Von der erstern streifte ihn manchesmal ein un-

williger und ungeduldiger Blick. Die Gräfin und die Kapitänswittwe sprachen mit leiser Stimme mit einander und man konnte nicht bemerken, daß Wilhelm der Gegenstand dieses Gesprächs war; doch gewahrte Iphigenie dies, denn sie kannte ihre Mutter und wußte, was eben jetzt sie lebhaft beschäftigte. Die überallhinwirkende Iphigenie hatte also auch Frau von Berg geheime Winke zu geben, damit diese in ihren Mittheilungen nicht zu weit gehe.

Der Maler forderte Wilhelm auf, sein Urtheil zu sagen. Excellenz haben ein so geübtes Auge für Kunstgegenstände und besitzen selbst eine so ausgezeichnete Sammlung Portraits gerade von den Meistern, die ich mir zu Vorbildern genommen, sagte der bescheidene Mann mit dem Tone herzlicher Verehrung, daß ich gerade auf Ihre Entscheidung begierig bin.

Nun, entgegnete der Aufgerufene, diese fällt günstig aus. Was wiedergegeben werden konnte, ist, wenn auch nicht wiedergegeben, doch angedeutet. Der Künstler kann in manchen Fällen eben nur errathen lassen, wie vollendet sein Urbild gewesen, es wäre Thorheit, wenn er die Natur selbst zu geben trachtete.

So? rief Iphigenie; eine schöne Entschuldigung für ein verfehltes Bild. Wenn wir nun aber gerade die Natur haben wollen!

Die Gräfin stand auf und die Damen versammelten sich um das Bild. Es war dies dem Künstler sehr lästig und er ergriff den Ausweg selbst aufzuspringen und das Produkt der mühevollen Anstrengungen des jungen Russen zu betrachten. O! rief er — das ist ja nicht die Prinzessin, das ist die Comteß.

Alle stürmten jetzt von dem Tische des Malers zu dem Stuhle des Russen: der Künstler hatte seinen Zweck erreicht, er hatte jetzt seinen Platz frei und setzte sich wieder zum Malen.

Ja, in der That! rief die Gräfin, Herr Obrist Ouliboutscheff, Sie haben meine Tochter gemalt; es ist ein Schimmer von Aehnlichkeit, oder soll es vielleicht doch Lucie sein.

Lucie! rief Wilhelm leise und zuckte zusammen. Zum ersten Male hörte er den Namen des bewunderten Wesens. Lucie! — Lucie! —

Nein, Mama, flüsterte Iphigenie muthwillig, Herr Ouliboutscheff hat Miß Harker zeichnen wollen. Aber vorsichtig, wie er ist, will er, daß dies ein Geheimniß bleibe.

Mit einem solchen Talent, bemerkte die Gräfin lächelnd, kann es Einem freilich gelingen, seine Neigungen und Absichten zu verhüllen. Wer hätte auf dieses Urbild fallen sollen. Wahrhaftig, das Bild könnte Jede von uns vorstellen und zugleich Keine sein.

Das ist gerade der wahre Triumph der Kunst, lachte die Sängerin. Der ächte Künstler will errathen sein. Der Dichter einer Romanze hat, als er sie schuf, auch nicht gemeint, daß so mancherlei darin verborgen sei; es bedurfte einer Kunst, wie der meinen, um solche Wirkung hervorzubringen.

Herr Ouliboutscheff und du, ihr gehört zusammen! rief Iphigenie.

O, ich hab auch nichts dagegen, daß wir miteinander die Welt durchwandern, wenn nur nicht der unaussprechbare Name wäre. Wenn ich meinen Begleiter verlöre, und ich müßte ihn rufen, ich glaube, ich ließe ihn eher auf immer gehen, als daß ich meine arme Junge zu dem barbarischen Experiment zwänge, diesen Namen auszusprechen.

Ouliboutscheff! Ouliboutscheff! rief der junge Russe und zeigte im kindischen Lachen das Email seiner schönen Zähne, die brennendrothen, vom

schwarzen Bärtchen überwölbten frischen Lippen. Kann es einen Namen geben, lieblicher der Liebe auszusprechen, leichter dem Ruhme? Oder wollen Sie mich, meine Damen, Alexei Alexeijewitsch nennen? Auch das; wenn Ihnen das leichter wird.

Alexei allein, meinethalben, so sei's, rief Iphigenie.

Nein! rief die Gräfin. Ich bin stolz darauf, daß ich den Namen Ouliboutscheff behalten habe, und ich will, daß unser Gast jetzt von Allen so genannt wird. Man muß doch einen kleinen Triumph für seine Mühe haben.

Der junge Russe sprang auf und küßte der noch immer schönen Frau die Hand, die es anmuthig lächelnd geschehen ließ.

Mittlerweile war der junge Semiani an den Malertisch getreten und sagte, indem er die Arme auf dem Rücken kreuzte mit einem schläfrigen und süffisanten Tone: Das Bild mag ich nicht. Es ist nicht ähnlich! Um zehn Jahre älter. Sie müssen ein neues machen, mein Herr.

Der Künstler sah unwillig auf.

Haben Sie gehört, was ich sagte? fragte der junge Mann kalt und hart.

Es ist noch nicht vollendet, das Bild, entgegnete der Künstler, ebenfalls streng.

Es braucht gar nicht vollendet zu werden; ich nehme es doch nicht! rief der junge Fürst und wanderte langsam in seinen Winkel zurück.

Allerdings eine entscheidende Stimme, bemerkte die Gräfin begütigend; denn für ihn ist ja das Bild. Sie stützte ihre Hand leise auf den Arm des Künstlers und verhinderte ihn die Geräthe zusammenzupacken. Wir wollen hoffen, daß Alles sich zum Besten gestalten werde. Ich finde das Portrait ähnlich.

So soll also Lucie nochmals zum Bilde sitzen? sagte Iphigenie. Das kann man ihr nicht zumuthen.

Weshalb nicht? rief das liebliche, reizende Geschöpf mit entzückender Artigkeit, wenn ich irgend Jemand damit einen Gefallen thun kann? Und Sie, mein Herr, wendete sie sich zum Maler, haben Sie die Güte, sich mit meiner unbedeutenden Person so lange gefälligst und geduldigst zu beschäftigen, bis ein Bild entsteht, das meinem Freunde genügt.

Man konnte nicht hübscher und natürlicher, mit dem ganzen, vollen Accent eines wahrhaft

guten Herzens diese Worte sprechen hören. Wilhelm hörte und staunte. Der Maler war besänftigt. Das Gespräch, oder vielmehr das Geplauder wandte sich wieder dem jungen Russen zu. Wo werden Sie Ihren Sommer zubringen, Herr Obrist? fragte ihn die Gräfin.

Wahrscheinlich in Teplitz oder in Kissingen, gnädige Frau. Mein Oheim ist noch nicht entschlossen, wohin er sich von seinem Arzte will schicken lassen.

Wir werden Baden-Baden besuchen, setzte die Gräfin hinzu.

Baden-Baden! rief der junge Mann. Welch ein herrlicher Einfall, ich werde meinen Oheim überreden, dieses Bad jedem andern vorzuziehen. Mein Himmel, man kann nicht glücklicher wählen.

Wird Ihr Oheim Ihnen folgen? fragte Iphigenie.

Er muß; ich habe ihn ganz in meiner Gewalt, antwortete der muthwillige Neffe lachend.

Ich denke, er hat Sie in der seinen, hub die Gräfin wieder an. Wenn er Sie enterbt, wenn Ihnen die großen Reichthümer entgehen — diese viele tausend Seelen —

O da würde ich müssen mit meiner eignen auszukommen suchen. Es war übrigens einmal nahe am Enterben. Mein Bruder und ich, damals beide eben erst Offiziere bei der Garde geworden, fanden es für nöthig, dem alten thörichten Manne eine Lection zu geben. Dabei hätten wir selbst beinahe eine bekommen. Mein Oheim gehörte zu den Schwärmern, die damals mit der Frau von Krüdener, als sie in unserm Lande und zwar gerade in unsrer Gegend das Theater ihrer Wirksamkeit aufschlug, die extravaganten Streiche ausführten. Er war völlig Fanatiker geworden, und wir Knaben wurden angehalten, zu gewissen Stunden mit ihm seine Betübungen abzuhalten. So weiß ich, war der Sonntag dazu bestimmt, für die Bekehrung der Heiden zu beten. Nach der Parade mußten wir in voller Uniform kommen und Einer zur Rechten, der Andere zur Linken dem Onkel niederknieen und für die Unbekehrten in Surinam beten. Man kann sich denken, wie uns dies lästig wurde und wie eifrig wir darauf dachten, uns von dieser Fessel zu befreien. Zwei hübsche Enkelinnen unsres alten Verwalters, ein paar Spitzbübinnen von der ersten Sorte, gaben uns den Plan an die Hand. Mein Oheim

hatte eine gewisse Schwachheit gerade für Surinam, weil ihm Frau von Krüdener durch die Herrnhuterkolonie in unserm Lande gerade von dort her genauere Nachrichten gegeben; diese Schwachheit meines Oheims ging sogar so weit, daß er selbst, wohl oder übel, ein paar Erbauungsschriften verfaßt hatte, die in Moskau, äußerst splendid gedruckt auf dem köstlichsten Velinpapier und in Sammeteinband nach dem Orte ihrer Bestimmung abgingen. Auf diese zartsinnigen Dokumente von dem Missionseifer meines Oheims bauten wir unsern Plan. Eines schönen Tages kommt auf unserm Landgut eine Familie aus Surinam an, Vater, Mutter, zwölf Söhne, zwölf Töchter, zwölf männliche, zwölf weibliche Bedienten. Diese Zahl zwölf, die sich so symmetrisch wiederholt, frappirt schon meinen Oheim, allein es ist die Zahl der Apostel und er sieht in diesem Umstand etwas Mystisches. Mit Staunen und Freude nimmt er die Fremdlinge auf und giebt ihnen die besten Zimmer in seinem Schlosse. Die nombröse Familie richtet sich ein. Es wird geschmaust, gezecht, man lebt lustig; wenn der Oheim erscheint, wird gebetet. Der liebenswürdige Patriarch dieser Bekehrten gesteht, daß er, seine Hälfte und

ihre zahlreiche Nachkommenschaft allein durch die Schriften meines Oheims, die der Feder des Kirchenvaters Augustin würdig wären, zu dem wahren Glauben übergegangen seien. Mein Oheim ist von Wonne übergossen; eine solche Wirkung hat er seinem Worte nicht zugetraut. Er erfährt nun, daß der Bekehrte ein mächtiger Fürst ist und daß ganze Schiffsladungen von Perlen und Edelsteinen unterwegs sind. Sie sollen als eine unbedeutende Gabe dankerfüllter Herzen dem Retter und Freunde zu Füßen gelegt werden. Indessen tritt ein übler Umstand ein, der Patriarch hat ein Paar silberne Löffel eingesteckt, die Patriarchin wird ertappt, wie sie ein Stoffkleid meiner seligen Tante in einen Koffer packt — mit einem Worte, unsre Posse kommt ans Licht. Wir hatten die Leibeigenen meines Oheims abgerichtet, die Rolle zu spielen, und hatten nicht bedacht, daß gewisse kleine Untugenden ihnen anhafteten, die sie nicht abzulegen vermochten. Mit Schimpf und Schande wurde die Surinam'sche Fürstenfamilie fortgejagt, und sie floh wieder auf ihre entfernten Dörfer zurück, von wo wir sie genommen hatten. Unsre kleinen Helfershelferinnen, die uns beim Aufstutzen und Zurechtrücken unsrer Puppen behülflich gewe-

sen waren, lachten uns tüchtig aus, allein uns verging das Lachen als ein Postschlitten uns über Nacht nach Petersburg zurückbrachte und wir zwei Jahre lang, völlig in Ungnade gesunken, in unsern Garnisonen leben mußten, ohne auch nur einen Silberling aus der Tasche unsres guten Alten zu erschauen. Er hatte einen weitläufigen Verwandten zu sich genommen und gedachte in treuloser Weise, diesem seine Schätze zuzuwenden. Zum Glück scheiterte dieser Plan. Wir hießen aber noch lange im Regiment die Vettern von Surinam.

Man lachte über diese Geschichte, die mit naiver Ungeschicklichkeit im Erzählen vorgebracht wurde, und die üble Stimmung, die durch die schroffe Unhöflichkeit des Fürsten und die Empfindlichkeit des Malers hervorgerufen war, verlor sich gänzlich.

VII.

Wilhelm brachte, als man am Abend wieder sich versammelt hatte, in seinem Wagen die Wittwe nach Hause. Sie wohnte bei dem deutschen Banquier. Dort hatte Wilhelm sie öfters gesehen, und ein Band gegenseitigen Wohlwollens brachte bald beide einander näher. Man fand die Familie des Banquiers nicht zu Hause; Franziska hatte sie aufgefordert, ein entferntes Vorstadttheater zu besuchen, es war spät geworden, die kleine Gesellschaft war noch nicht heimgekehrt. Das Haus hatte ein ödes, verlassenes Ansehen; Wilhelm, so wie seine Begleiterin, fanden sich in ihrer Erwartung unangenehm getäuscht, sie hatten gehofft mit der Familie noch zu Abend zu speisen, und jetzt sahen sie, bei der angewöhnten Weise,

spät erst zur Ruhe zu gehen, noch zwei Stunden vor sich, die beide nicht passend hinzubringen wußten. Gewähren Sie, liebste Frau, sagte Wilhelm, endlich einmal meine Bitte ein kleines Souper bei einem der Restaurants mit mir einzunehmen. In Paris ist dergleichen etwas ganz Herkömmliches: Wir sind ungestört und können noch etwas über die Eindrücke dieses Tages plaudern.

Das Wort plaudern hatte für die Wittwe etwas unbeschreiblich Verlockendes. Ihre Augen wurden klein, es zog sich ihr Mund zusammen, gleichsam, als schlürfte er mit Wollust die Süßigkeit einer amüsanten und pikanten Klatscherei. Nun gut, entgegnete sie mit Lächeln auf die wiederholte Aufforderung, wenn Sie denn meinen, daß es weder Ihrem Ruf noch dem meinen schadet. —

Wilhelm überhörte diesen Scherz; er führte die Dame wieder zum Wagen. Man verließ das leere Haus und bald darauf trat das Paar in einen kleinen hellerleuchteten Salon, dessen Spiegelwände und Blumentische einen heiteren Willkommen boten. Eine dampfende Schüssel mit feinen Leckerbissen, ein eisig frisches Glas perlenden Champagners brachten die Lebensgeister der Dame in erneuten Schwung. Bei dem ersten

Glase gedachte sie ihres Mannes, und eine Gefahr drohende Rührung und eine lange Erzählung von Sturmnächten und Schiffen auf offener See, von daheimsitzenden trauernden Frauen wurde geschickt von Wilhelm im Keime erstickt, beim zweiten und dritten Glase waren diese Nebelgeister völlig gebannt und die Wittwe befand sich da, wo unser Diplomat sie haben wollte, in dem Salon der Gräfin. Wilhelm fragte hin und her und erfuhr endlich Manches, was ihm neu war.

Die Gräfin erwartet, sagte die Wittwe, daß Sie jetzt bald Ernst machen werden, lieber Herr Minister.

Ernst, meine theure Frau von Berg, womit Ernst?

Hm — sollte das nöthig sein zu sagen?

Gewiß. Aber ich versäume, Ihnen dieses Stück Pastete aufzunöthigen — oder diesen Kapaunschenkel — vielleicht etwas von dem Aprikosengallert? —

Danke — danke. Nun Ernst, lieber Minister, Ernst mit der Ansprache. Sie will Iphigenie noch vor Schluß dieser Saison als Braut bei Hofe einführen. Das kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, das ist ihr Plan.

Ah — und ich habe so wenig gethan, ihr Rechte zu geben, dergleichen Pläne zu schmieden.

Die Wittwe sah den Sprechenden zweifelhaft an. Wenn sie mit Ihnen nicht ihrer Sache ganz sicher zu sein glaubte, meinen Sie, daß sie da wohl den jungen russischen Obrist fern halten würde?

Wilhelm erschrack heftig.

Die Wittwe lächelte und fiel über den Kapaunschenkel her. Ich glaub's, sagte sie, ich glaub's.

O, Sie haben Recht. Sein Betragen heute. Wie er Iphigenien malte und vorgab, Lucien zu portraitiren.

Hm — hm! nickte die Wittwe.

Um Gotteswillen, was ist dabei zu thun, polterte Wilhelm so gerade heraus. Ich denke nicht daran, Iphigenien zu heirathen. Ich bin ja schon vermählt.

Frau von Berg ließ die Gabel fallen. Mit starren Blicken sah sie ihren Nachbar an und rief: Herr Minister — Herr Minister — Excellenz! Sie sind schon vermählt.

Wilhelm zürnte auf sich selbst, daß er ohne Ursach sein widriges Geheimniß enthüllt. Es konnte jetzt schwer halten, die klatschhafte Dame wieder in die ihr gebührenden Schranken zu weisen. Ja, ja — rief er verdrießlich — ich bin vermählt, aber das thut hier nichts zur Sache.

Wie? Sie sagen, es thut nichts zur Sache! Wenn Sie bereits vermählt sind, können Sie die Comteß nicht wählen, das leuchtet ein. Aber wo ist denn Ihre Frau? warum hat man nie etwas von ihr gehört? Ist sie eine Deutsche, ist sie eine Französin? Lebt sie auf dem Lande und kann die Stadtluft nicht vertragen, oder verabscheut sie die große Welt und die lärmenden Gesellschaften.

Wilhelm wollte auf keine dieser Fragen antworten. Lassen wir meine Frau da, wo sie ist, sagte er halb ernst, halb scherzhaft. Genug, Sie hören, daß mich schon Fesseln drücken, und daß darum keine neuen mir angelegt werden können.

Ich begreife das vollkommen, entgegnete die Wittwe, und sie fügte leise hinzu: Aber weshalb hat Franziska mir nichts hiervon gesagt? Welch ein Unverstand von dem Kinde. Läßt mich täg-

lich ins Haus der Gräfin laufen, den Fragen dieser Dame ausgesetzt sein, und weiß, daß eine so wichtige und entscheidende Nachricht mir noch fehlt? Sie wandte sich zu Wilhelm und sagte: Werden Sie mir denn nun erlauben, der Gräfin diese Mittheilung zu machen?

Meine gütige Freundin, erwiderte Wilhelm mit Artigkeit, ich werde es Ihnen nicht allein erlauben, ich werde Sie darum bitten. Ich sehe nun, wie fast unverantwortlich ich gehandelt habe, als ich nicht bereits längst vorbeugte. Allein wer hätte sich träumen lassen können, daß ein Mann in meinen Jahren —

Die Wittwe kreischte laut auf: In Ihren Jahren! rief sie — in Ihren Jahren! O mein Herr Minister, Sie belieben zu scherzen.

Ich bin kein Jüngling mehr, sagte Wilhelm sehr ernst. Es blieb bei mir Alles zurück, was Jugend Reizendes, Träumerisches, Hoffnungsvolles hat. Wenn auch nicht den Jahren nach geradezu alt, so bin ich's doch der innern Stimmung nach.

Ich will Ihnen etwas sagen — Sie sind Hypochonder! Das sind alle Männer von Geist und

Erfolgen. Mein seliger Kapitän war es auch. Einem schönen und bedeutenden Mann fällt es so leicht zu siegen, die Siege erhalten bei ihm etwas Alltägliches und das ist das Uebelste für die Folge — es dämpft den Lebensmuth. Wilhelm antwortete auf diese gemüthvolle Rede nur durch eine zweite Flasche des moussirenden Weins, die er entpfropfen ließ.

Ich habe eine Bitte an Sie, meine theure Freundin, hub er nach einer Weile an und bewirkte dadurch, daß die Wittwe ihre Serviette wegwarf und sich mit ihrem Glase näher zu ihm heransetzte. Was ist's? fragte sie. Was wünschen Sie, theurer Mann.

Ich habe Gründe, das Haus der Gräfin mir nicht verschließen lassen zu wollen. Sie will diesen Sommer nach Baden gehen — ich will auch dorthin. Bewirken Sie nun, meine Theure, daß die Gräfin mein Geheimniß zwar erfährt, denn es wäre wenig ehrenhaft, nachdem, was ich jetzt weiß, ihr den wahren Bestand der Dinge noch eine Stunde weiter zu verbergen, allein daß sie darum mir nicht den Umgang mit ihr und ihren liebenswürdigen Angehörigen versage.

Ich verstehe. Nichts leichter als das — der junge Russe wird alsdann Aufmunterung erhalten.

So meine ich auch.

Aber, hub die Wittwe wieder an und drohte mit ihrem Weinglase — was beginnen wir mit Iphigenien?

Mit Iphigenien?

Ja. Sie liebt den Russen nicht — sie liebt — die Wittwe winkte und lächelte.

Wilhelm wandte sich unwillig ab. Das glauben Sie, Verehrte — allein Sie irren sich. Mein Rang, meine Stellung sind es, die der Mutter genehm sind; die Tochter empfindet dabei nichts, als den Wink, gehorsam sein zu müssen.

Ich will nicht widersprechen — allein ich weiß es besser.

Und sei es denn auch — hub Wilhelm wieder an. Wird Iphigenie nicht, wenn sie diese Nachricht erfährt —

Jede nutzlose und thörichte Neigung aus ihrem Herzen zu reißen suchen — setzte die Wittwe rasch hinzu; gewiß. Ich würde in diesem Falle rathen, daß Sie sich ein wenig zurückzögen, für

die erste Zeit wenigstens, bis es uns gelingt, Iphigenien dem Obrist näher zu führen. Ich zweifle nicht, daß diese Beiden ein vortreffliches Paar abgeben werden.

Sicherlich, ein vortreffliches Paar! wiederholte Wilhelm erfreut. Iphigenie liebt den Glanz und die große Welt. Der Obrist bietet ihr beides, und ist dabei noch ein blutjunger, schöner Mann.

Aber gar nichts Schwärmerisches in seinem Wesen, bemerkte Frau v. Berg achselzuckend. Er hat nichts von dem, was wir Frauen interessant nennen. Als ich noch ein junges Mädchen war, fühlt ich mich nicht zu den Männern meines Alters, sondern zu den viel ältern hingezogen, die ich interessant nannte; besonders war da ein alter Major, mit einem rothen Schnurrbart und einer Narbe über dem linken Auge —

Also wieder auf unsern Plan zu kommen, unterbrach Wilhelm die Erzählerin. Sie übernehmen es, Werthgeschätzte, den Boden für mich zu untersuchen, um mir dann zu sagen, ob ich noch ferner ihn betreten darf.

Ich will mein Möglichstes thun. Allein erlauben Sie mir die Frage. Wenn die Mutter sowohl, wie die Tochter für Sie nicht mehr Gegenstände der Beachtung sind, was fesselt Sie denn noch an dieses Haus?

Wilhelm fühlte sich bei dieser Frage erröthen. Die Jugend, die er früher so hartnäckig von sich abgewiesen, machte sich in diesem Augenblick mit ihrem lieblichsten Schimmer, mit ihrer frischesten Farbe noch auf dem edlen Antlitze geltend, das die Flamme der Keuschheit bewacht hatte, und in das keine niedre Leidenschaften ihre frühzeitigen Furchen gegraben. Dieser Mann, der weit über die Jünglingsjahre hinaus war, zeigte sich in diesem Moment der süßesten Herzenserregtheit als ein noch blühender Jüngling.

Und Sie wollen alt sein und erröthen noch wie ein Knabe? rief die Wittwe mit Lächeln, indem sie ihren Nachbar erstaunt und fast zärtlich in die dunkeln Augen blickte. Was ist's nur — was haben Sie da? Ist denn ein neues Geheimniß im Hinterhalt? —

Wilhelm erhob sich rasch, denn er fühlte, daß ein jedes Wort, eine jede Miene ihn jetzt verra-

then könne. War er doch selbst noch zu wenig seines neuen Reichthums Herr.

Wenige Tage nach diesem Gespräch war Wilhelms Reise nach Baden festgesetzt. Er schrieb am Abend vor seiner Abreise folgende flüchtige Zeilen an seine Freundin.

Liebe Franzis — wenn Sie dieses Billet erhalten, sitze ich bereits im Reisewagen. Es ist dies nicht eine Flucht durch Nacht und Nebel, wie sie es damals war, als ich Brüssel und Ihr gastliches Haus verließ, nein, es ist eine kleine Vergnügungsfahrt des ermüdeten Geschäftsmannes. Wie gern hätte ich Sie aufgefordert, mir zu folgen, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, gegen die Verbindlichkeiten, die Sie in Paris festhalten, einen vergeblichen Kampf zu führen; mit Ihren eignen Skrupeln getraute ich mich schon fertig zu werden. Sie sehen, ich besitze mein gehörig Theil Selbstvertrauen, ohne das in der Liebe, vielmehr noch aber in der Freundschaft nichts auszurichten ist. Meine Stimmung ist die, wie sie sich einem Manne ziemt, der die Vierzig überschritten hat, zwar nur um wenige Monate, aber doch über-

schritten. Ich habe mit meiner Jugend abgeschlossen und mein Leben hinfort so eingerichtet, daß ich es mit Ehre, wenn auch nicht mit Freude weiter fortführen kann. Dies ist schon etwas. Sie haben mich in Zeiten gesehen, wo ich gänzlich verzweifelte, es ist schon gewonnen Spiel, daß ich jetzt wieder Muth habe, obgleich ich gern gestehe, daß dieser Muth nicht weit her ist, und vom Kopfe, nicht vom Herzen mir eingeflöst worden. Eine nicht geringe Freudigkeit giebt mir das Bewußtsein, daß ich gewisse Ansprüche, die auf mir lasteten und die ich selbst unbewußt hervorgerufen, von mir abgeschüttelt. Ich habe mich mit Iphigenien und ihrer Mutter ausgesprochen. Es war dies höchst nöthig, nach den Mittheilungen, die ich von einer gutmeinenden Person, die zugleich wohlunterrichtet sein konnte, erhielt. Ich will Ihnen, theure Franzis offen bekennen, daß ich eine lächerliche und fast schimpfliche Scheu hatte, das Wort „ich bin verheirathet" auszusprechen; allein ich hab es gethan: ich bin sogar noch weiter gegangen, ich habe ein Stück aus meiner Jugendgeschichte preisgegeben, natürlich, wie Sie mir zutrauen können, nur gerade so viel, wie Leute

dieser Art begreifen und wie es in den Kreisen, in denen ich lebe, allenfalls verständlich sein kann. Man beklagte mich, und Iphigenie zeigte ein wahres, nicht erkünsteltes Mitleid. Zum ersten Mal sah ich Thränen in diesen Augen, die ich bereits angeklagt hatte, diesen kostbaren Thau nicht zu kennen — ja, sie hat Seele, diese schöne, vornehme Gestalt, sie hat Empfindung, diese prunkende Salon-Schöne. Sie drückte mir die Hand selbst in Gegenwart ihrer Mutter, diese Kühnheit hatte sie und sagte: Lassen Sie uns Freunde bleiben, auch ich — bin nicht glücklich! Die Gräfin sah sie an und hatte in diesem Augenblick einen Zug von Bitterkeit und Spott um den Mund; allein die Tochter behielt ihr strenges, ernstes Juno-Antlitz. Es war, als sähe ich eine antike Muse vor mir, die das Haupt senkt, um irgend einem stillen, vor den Augen profaner Sterblicher verborgenen tragischen Geschick nachzudenken. Sie war wahrhaft schön. Die stolze blendende Stirn, das am Morgen noch kunstlos gelockte und in seiner Fülle nur durch ein leichtes Goldkämmchen am Hinterhaupt zusammengehaltene nachtschwarze Haar, die gesenkten Augen mit den langen Wim-

pern, die wie durch ihre seidne Schwere das Augenlid niederzogen, die zartgebildete, griechisch geformte Nase, der Mund mit den feingeschnittenen etwas aufgeworfenen Lippen, deren Winkel jetzt ein Zug, fast wie Weinen leis niederzog und nun die edle Rundung der Wangen, des Kinns — und dieser siegreiche Kopf auf so schönen Schultern thronend, die Stellung fast streng und doch nicht der Anmuth in Biegung und Haltung ermangelnd — ich weiß nicht, Franzis, was Sie, mit Ihrem ewig krittelnden Schönheitssinne auch hier zu tadeln gefunden hätten; ich meinestheils war im Anschauen dermaßen versunken, daß wenig fehlte, ich hätte mich wie ein Schulknabe albern benommen, als jetzt der alte Fürst Semiani eintrat und das Gespräch auf Dinge kam, die unendlich weit von dem entfernt lagen, was wir drei Menschen, die wir eben in wechselvoller Stimmung beisammen saßen, eben jetzt bedacht und durchträumt hatten. Der Fürst erklärte uns, daß sein Arzt ihn nach Pau in den Pyrenäen gesendet; ich hörte diese Nachricht mit Vergnügen, denn ich fürchtete schon, er könne der Gräfin nach Baden folgen wollen. Sie schien jedoch fast Lust

zu haben, ihm nach Pau zu folgen. Der Sohn geht — fast als deklarirter Bräutigam der jungen Semiani mit uns nach Baden. Das ist nun freilich ein böser Nebel auf meine Blumen; allein ich habe mich entschlossen, das Haus der Gräfin selten zu betreten, und damit hoffe ich auch diesem mir so widerwärtigen Menschen aus dem Wege gehen zu können.

Aber nun ein Wort des Vorwurfs an Sie — liebste Franzis! Warum haben Sie mit mir nie über meine Stellung im Hause der Gräfin gesprochen? Warum mich nie auf gewisse falsche Schlüsse und Berechnungen aufmerksam gemacht, die man dort in Betreff meiner gefaßt? Sie wußten dies Alles doch eben so gut wie Ihre Verwandten es wußten; oder vielmehr Sie wußten es eben durch diese Verwandten? Ich könnte hierüber mit Ihnen zürnen, denn Sie wissen recht wohl, daß ich Vorwürfe, Tadel, Warnung, als das mir zukommende Theil, bereits gewohnt bin, von Ihnen hinzunehmen. Und wir haben so oft über Iphigenie gesprochen. Werden Sie, wenn Sie mich irgendwie einmal nochmals an einer bösen Stelle auf meiner Wanderung anlangen sehen,

auch die Theilnahmlose, Unbesorgte spielen, wie jetzt? Aber das würde der Himmel Ihnen schwer anrechnen, und bei mir kämen Sie mit einem leichten Vorwurf, wie jetzt, nicht fort, ich würde im Namen unsrer Freundschaft Ihnen einen Fehdebrief auf Tod und Leben senden. Also, liebes Mädchen — die Augen aufgethan! Gewarnt, getadelt, hier und da auch vielleicht gelobt — wie Sie nun können. Ich fühle mich so wohl im Schutz einer lieben Seele. Und Ihr Auge, Franzis — Ihr Auge hat so viel Macht über mich. Fühle ich, daß es sich in Kummer um mich trübt, so schlägt mein Herz heftiger, und ich möchte dann Alles anwenden, es zwischen uns wieder ins Gleiche zu bringen. Sie haben — gutes edles Wesen — diesen Gehorsam an mir verdient. Jung und blühend, wie Sie sind, haben Sie den bessern Theil Ihrer Träume und goldnen Mädchenphantasieen einem verschwindenden Leben, wie dem meinigen, geopfert. Schon damals in Brüssel, wie Sie an dem Lager des Kranken saßen, konnte der Freund Ihrer Jugend Ihnen für die Zukunft nichts Ersprießliches prophezeien, er mußte Ihnen vorhersagen, daß

die rechthaberische und eigennützige Freundschaft eines viel ältern Mannes Sie um die heitersten und ungebundensten Tage Ihres frischen, beginnenden Lebens bringen würde und so ist's denn auch gekommen. Liebe Franzis, ich möchte Sie gerne freilassen, aber ich kann es nicht; für's Erste wenigstens noch nicht. Sie müssen nun noch bei mir Geduld lernen; ich habe vor, Sie einige Jahre noch zu quälen, liebe Seele. Wie es dann kommen wird, wenn ich ohne Sie weiter leben soll und will — weiß ich nicht. Vielleicht hat sich die Starrheit der Jahre dann so mächtig um dies Herz gelegt, daß seine Schläge unter dem Panzer kaum mehr gefühlt werden. Wenn ich gar nicht mehr zu lieben im Stande bin, dann entlass' ich Sie, dann schlägt Ihre Freiheitsstunde: ich werde Ihnen das mit großen Lettern in einem feierlichen Abschiedsschreiben verkünden. Bis dahin halten Sie tapfer aus.

Ich werde Ihnen aus Baden schreiben, wenn ich aufgelegt bin und in guter Laune des Herzens. Die gute Laune des Geistes genügt bei einem Mädchen, wie meine Franzis ist, nicht. Geben Sie mir dafür wieder Nachrichten, wie

Sie es in Paris treiben, und was im Hause Ihres Verwandten, den ich zu grüßen bitte, sich ereignet. Bald vielleicht bin ich wieder bei Ihnen. An Ihren Bruder ein paar freundliche Worte von meiner Seite her zu richten, vergessen Sie ja nicht; auch sogar Paul versichern Sie meiner Gewogenheit.

Vierter Abschnitt.

I.

Schon waren drei Wochen vergangen, seitdem unser Freund in den paradiesisch schönen Thälern von Baden-Baden sich aufhielt, bereits lagen von Franziska zwei Briefe unbeantwortet vor ihm, und immer noch konnte er nicht auf sein früheres Geschick, auf die einst geschlossenen Verbindlichkeiten sich besinnen. Er lebte in einer neuen Welt, er fühlte wieder so jugendlich und frisch, als er jemals gefühlt, und Träume, so golden, so liebemächtig, so süß in einander sich wirrend, wie dieser feuchte dunkle nächtliche Blumenkranz damals die Stirne des kaum achtzehnjährigen Jünglings umwunden hatte, hatten sich neu um die schon einsinkenden Schläfen des reifen Mannes gelegt. Er war begeistert und entzündet. Die reizende Natur

um ihn her gab ihrerseits ihre Zauber nicht unbeachtet und ungefühlt dem Sehnenden. Er lag an ihrer Brust, er schwelgte an ihrem Herzen. Noch spät in der Nacht flog er den kleinen Hügel hinan, der von der Südseite seiner ländlichen Wohnung angrenzte, und hier auf einem Polstersitz hingegossen, legte er seine Stirne den Traubenbüscheln der Blüthen hin, die ihre nächtliche Kühlung balsamisch über dies treibende, wirbelnde kleine Phantasiegebiet hinstreuten. Die Träume dieser Stirn und die Blumen der Nacht — wie verstanden sich beide gut. In solchen nächtlichen Stunden richtete er auch wohl den Blick hoch hinauf in die sternwimmelnde Tiefe des Himmels und immer und immer war es ein Bild, das bald hold grüßend, bald ernst und in Engelglorie in die klardunkle Sternenkuppel hineinzog. Immer und immer war es ein Bild. Ah, die Geschichte der Liebe ist auf wenige Blätter geschrieben — sie enthält die Wiederholung, und die stets neu umkleidete Parabel immer eines und desselben Wortes, eines und desselben Bildes. Aber die Menschheit liest sich nicht satt an diesem Buche voll Wiederholungen und voll des einförmigsten und ärmsten Ideenganges.

Was Wilhelm so außer sich selbst setzte — fragt ihr nach? Er liebte. Und wieder trug seine Liebe den Namen „Lucie" und wieder war ein himmlisches Geschöpf voll des süßesten Liebreizes in diesen Zaubernamen gebannt. Wilhelm that alles Mögliche sich zu überreden, daß jene Treulose, die ihn verließ und verrieth, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem jungfräulichen Engel habe, der jetzt seine Tage beherrschte, es gelang ihm nicht: die Flamme hatte zu viel Aehnlichkeit an Wärmestoff wie an üppigem Glanz mit jener, längst in Staub verschütteten, in Nacht verlöschten. Lucie! rief er oft — Lucie! soll in diesem Namen denn meine Hölle und mein Himmel auf immer vereinigt sein? soll ich den Engel und den Teufel zugleich darin lieben und schmähen lernen? O Name voll der unaussprechlichsten Seligkeit! einst lallte dich die stammelnde Zunge des bangen Knaben — jetzt spricht dich der starke Mann aus, den der Klang zu Boden wirft, der vor deinem Zauberhauch sich nicht zu retten weiß.

Wilhelm hatte sich vorgenommen, die Gräfin selten zu sehen — er sah sie täglich — stündlich. Er konnte nichts hierin ändern; er fing gar nicht einmal an zu wollen, denn er wußte schon, er

würde es nicht durchführen können. Die Gräfin war gütig, Iphigenie tiefsinnig und zerstreut, Lucie, das heitre glückliche Kind, das nichts ahnete, nichts ergrübelte. Sie sah ihren Vetter Emil als ihren Verlobten an, sie wußte, daß Miß Harker ihn so angesehen wissen wollte, daß die Gräfin liebevoll mahnend ebenfalls es so angesehen wissen wollte — das glückliche Kind hatte nichts dagegen. So sah man denn die kleine Gesellschaft zu Fuß und zu Wagen die schönen Wald- und Gartenpartieen in und um Baden herum aufsuchen. Ein Theil der vornehmen Welt hing sich ihnen an, die Gräfin nahm Wilhelm zu Hülfe, um mit diesen Leuten fertig zu werden, die ihre Ansprüche auch hier geltend machten und ihre Coteriegespräche in den großen, prächtigen Tempelbau der Natur hineintrugen, ganz als wenn sie im Salon wären. Der Gräfin war dies ganz lieb, sie fand hier und da einen feinen, graziösen Verehrer, einen Andächtigen, mit dem sie das Spiel der Geheimnisse eines erfahrungsreichen aber noch funkensprühenden Herzens durchzuspielen sich geneigt zeigte, allein Wilhelm, der arme Wilhelm, der sich mit Seele und Gedanken ganz anderswo fühlte, machte es krank, und er hielt selten lange

aus an der Seite der schönen Gräfin. Der junge Fürst war wenig zu brauchen: wenn er im Wagen diesen oder jenen Platz einnehmen sollte, auf dem Spaziergange hier oder dort seinen vornehmen Namen und sein uncorrektes mit italienischen Floskeln elegant gemengtes Französisch anbringen sollte, so fand er es für bequemer, der letzte im Zuge hintennach zu schlendern, allein, oder am Arm eines alten italienischen Sprach- und Musikmeisters, der den Lustigmacher spielte und sich damit beschäftigte, die jungen Männer, deren Beutel er leerte, in die Schlupfwinkel der Thorheit und des Lasters zu führen, die in einem dergestalt in Mode gekommenen Badeorte natürlich nicht fehlten. Auf den Obrist, der sich bald nach der Ankunft unserer Gesellschaft eingefunden hatte, war ebenfalls nicht zu zählen; auch er sekundirte der Gräfin gar nicht, oder doch nur ungeschickt, aber man verzieh ihm, da er für den Liebhaber Iphigeniens galt. Die eleganten Männer und Frauen nahmen kein Aergerniß an seiner Theilnahmlosigkeit und Zerstreutheit; der hübsche junge Wildfang mit den blitzend schwarzen Augen und dem keck geschwungenen Bärtchen auf der Lippe, der schlanken biegsamen Taille und dem dreisten ungebun-

denen Wesen erwarb sich sogar, trotz seines Sich-gehenlassen, einen großen Anhang unter den ältern Damen, die sich von seinem Arm unterstützen ließen, um den Platz auf dem Sattel ihres Esels einzunehmen, oder den Tritt ihres Wagens zu erklimmen.

Miß Harker hatte zuerst Widerwillen an den Tag gelegt gegen die Spaziergänge und Fahrten in großer Gesellschaft und in ermüdendem Zuge, sie hatte in ihrer gewohnten, trocknen und bestimmten Weise geäußert, daß sie dabei keinen Genuß fände und daß sie sich die frühen Morgenstunden, wo diese eleganten Damen noch im Bette zu weilen pflegten, zu ihren Gängen oder Fahrten ausersehen habe. Sie führte ihren Entschluß aus. Die Gräfin ließ sich ein paar Mal bewegen, mit auszufahren, allein schon das dritte Mal saß Miß Harker mit ihrer Pflegebefohlenen allein im Wagen, der die steile Höhe nach dem „alten Schlosse" hinauflenkte. Hier angelangt, in der Einsamkeit der Waldnacht, in der Stille und Frische des Morgens setzten sich die beiden Frauen auf eine bestimmte Bank und erwarteten hier — Wilhelm, der nie ausblieb. Man konnte behaupten, daß von ihm der Plan dieser Morgen a n d a ch t e n herrührte,

denn so konnten diese entzückend schönen Stunden genannt werden, die drei unter sich einige Menschen in harmloser, reiner Naturfreude und im Genuß des Austausches lebendiger befruchtender Gedanken und Gefühle hinbrachten. Miß Harker war hier nicht stumm; sie gab die Erlebnisse einer sehr bewegten Existenz, die das kaum gereifte Mädchen in Indien, und später im südlichen Frankreich zugebracht, unter Verhältnissen, die eben nicht glückliche zu nennen gewesen, ihren Zuhörern zum Besten. Sie sprach kurz, bestimmt, klar; es drückte sich ein gewisser Pessimismus in ihrer Weltansicht aus, allein nur für Wilhelm verständlich; das junge, aufblühende Mädchen verstand nicht, was zwischen die Worte, die unbefangen klangen, hineingestreut wurde als eine geheimnißvolle Doktrin, die viel Schmerzliches für den Wissenden brachte. Wilhelm, um diese Gespräche zu enden, die ihm, dessen Seele ganz Offenheit und gläubige Hingebung war, nicht behaglich wurden, zog ein Buch hervor, und Lucie dankte ihm mit einem besonders hellen leuchtenden Blick, wenn er einen italienischen Dichter und unter diesen ihren Liebling Ariost mitgebracht hatte. Die freie fessellose Poesie, das Gewand des goldnen

Mährchens gefiel dem glücklichen Kinde, das noch nicht gelernt hatte, sich in die modischen düstern Phantasieen eines Byron oder die forcirten Gräuelscenen eines Sue und Dumas hineinzuleben. Wilhelm sah diese Freude an dem Phantastisch-Heiteren gerne und er lächelte freudig, wenn er seine junge Zuhörerin so weit enthusiasmirt hatte, daß der Wald um sie her, mit seinem Gipfelrauschen und grünem Blättergefunkel zum Theater wurde, auf dem die Zaubergestalten der Dichtung sich lebendig vor dem begeisterten Auge herumbewegten. Mit Geschick wußte Wilhelm, der das Gedicht selbst liebte und oft mit ordnendem Geiste durchforscht hatte, die einzelnen, von dem Dichter oft mit unverantwortlicher Launenhaftigkeit auseinander gerissenen Theile zu einem ganzen, leichtverständlichen Gemälde zu ordnen, wo dann die entbehrlichen, beim Ariost so störend mithineinlaufenden Episoden, gänzlich ausgeschieden wurden. Es versteht sich, daß manche, allzumuthwillige Schilderung, obgleich der reine Sinn, der hier auffaßte, ebenfalls gefahrlos auch diese entgegengenommen hätte, gemildert oder weggelassen wurde. Miß Harker, die immer nur praktische Dinge im Kopfe und vor den Sinnen hatte, fand keinen Geschmack

an dieser Lektüre, die sie einen hübschen Unsinn nannte, allein sie ließ Wilhelm gewähren, weil sie überhaupt nie etwas seinem Thun und Treiben entgegensetzte. Sie sagte einmal in Bezug auf das Mährchengedicht, und Wilhelm fiel diese Aeußerung schon damals auf: Ich kann mir wohl denken, daß man poetischen Lug und Trug, oder um es feiner auszudrücken, ein Spiel unschuldiger Täuschung zu Hülfe zieht, um einen Zweck zu erreichen, der sich auf geradem, verständigen, praktischen Wege nicht erfassen läßt, allein, daß ich mich hinsetzen soll, um mir selbst etwas vorzuträumen, oder von Andern vorträumen zu lassen, was nie gewesen ist, nie sein wird, und was weder mich noch Andre in ihren vernünftigen Plänen fördert, das soll man mir nicht zumuthen. Wilhelm machte sie darauf aufmerksam, daß sie einst selbst gegen ihn Milton's Dichtung „Das verlorene Paradies" gerühmt. Das ist etwas Anderes, sagte sie scharf, hierin spielt unsre heilige Kirche mit, und man lernt den Teufel daraus kennen und sich vor ihm fürchten, was bei manchen schwachen Naturen sehr ersprieslich ist. Hier berührte Miß Harker ihren altanglikanisch kirchlichen Teufelsglauben, und dadurch wurde sie nun

wieder für Wilhelm unverständlich, der nie hatte vermocht werden können, in die dunkeln Labyrinthe und Katakombengänge dieser finstern Dogmatik, an der eine große Anzahl Engländer, Männer wie Frauen, so seltsam phantastisch sich festzuklammern pflegt, einzusteigen. Dem lichten Seraph Lucie hatte die strenge Ascetin einiges von diesem diabolischen Schattenspiel vorzumalen versucht, allein sie hatte kein aufmerksames Ohr, kein gläubiges Auge gefunden. In dem reinen Kindesherzen war Alles Liebe, Hoffnung, Freude. Wie sollte Gott auch auf eine so schöne Blume einen ewigen Wolkenschatten lagern wollen; sie stand im lichtesten Frühlingsmorgensonnenschein. Um Wilhelms Verhältniß zu Miß Harker oder Miß Rebecca, wie er sie nannte, zu schildern, möge nur eines der vielen Gespräche hier stehen, die sie oft mit einander hielten. An einem Morgen fand Wilhelm die Engländerin allein auf der Bank sitzend, Lucie hatte mit Emil einen kleinen Gang hinein angetreten.

Ah, Miß Rebecca, wieder allein? hub Wilhelm an, indem er die mitgebrachten Bücher, ein Bouquet Blumen und seinen Strohhut auf die Bank niederlegte.

Wie Sie sehen.

Und immer mißgestimmt, bei dem heitersten Morgen!

Ich bin nicht mißgestimmt, Sir. Sie müßten sich doch schon einmal an mein Gesicht gewöhnt haben, es trägt immer dieselbe Miene zur Schau.

Und verräth nie, was im Innern vorgeht, setzte Wilhelm hinzu.

Das soll auch das Antlitz eines verständigen Menschen nie. Der Thor trägt sein Herz auf der Zunge, der Weise trägt seine Zunge im Herzen, sagt Salomo.

Dieser nüchternste aller Sittenprediger, seufzte Wilhelm. Er sah sich um und fragte, wo ist Ihre Tochter, Miß?

Der junge Semiani kam und sie ist mit ihm den Hügel dort hinabgegangen.

Wilhelms Stirn runzelte sich. Begünstigen Sie denn wirklich diese Neigung, Miß?

Zwischen jenen Beiden? Sie scherzen, Sir, ich sehe da keine Neigung.

Allein doch soll ein Paar aus ihnen werden.

So lang diese Augen noch offen stehen, nie! entgegnete Rebecca mit einer eisernen Strenge im Tone.

Wie? rief Wilhelm, von einem freudigen Schauer erfaßt. Man sagte mir, daß Sie, ja lächeln Sie nicht — gerade Sie diese Heirath veranstalteten.

Ich veranstalte nie eine Heirath.

Und dann will die Gräfin diese Parthie zu Stande bringen.

Die Gräfin? Das ist möglich.

Lucie, sagt man, wird gehorsam sein.

Wem?

Wilhelm hatte nicht den Muth zu sagen: der Gräfin. In dem Accente, womit dies „Wem?" ausgesprochen wurde, lag's deutlich: Wem, als mir? Er setzte daher nach einer Pause hinzu: Lucie wird ihrer Mutter gehorsamen, und diese Mutter, obgleich sie entfernt von ihrem Kinde lebt, wird doch nicht ohne Absicht sie gerade an diesem Platze, in der Nähe dieser Personen lassen. Sie sehen selbst, es ist dies nicht denkbar, wenn diese Mutter nicht die Plane der Gräfin in Hinsicht auf Lucien theilte.

Sie urtheilen vorschnell, Sir. Diese Mutter kann ihr Kind in meiner Obhut so gesichert wähnen, daß sie sie überall für geschützt hält, wo ich sie hinzuführen für gut erachte. Und was die Annäherung des Fürsten Semiani betrifft, so hab' ich selbst diese gestattet.

Sie selbst? und doch wünschen Sie die Heirath nicht? —

Im Gegentheile — wie ich Ihnen schon sagte — ich werde sie nie gestatten.

Wie verstehe ich das?

Es ist nicht schwer zu verstehen. Ein Mädchen wie meine Lucie wird, wo sie sich auch aufhielte, den Bewerbungen ausgesetzt sein. Ich liebe dies nicht; es würde mich ermüden, bald diesen, bald jenen von dem Kinde fern zu halten, es würde mir nicht einmal immer glücken, denn es giebt Listige, und dann giebt es unverschämt Zudringliche unter den Heirathsjägern, wo sollte ich also Zeit und Lust haben, jeder List zu begegnen, jedem brüsken Plane vorzubeugen? ich habe deshalb diesen Vetter seine Rolle übernehmen lassen: er dient als Vogelscheuche. Sollte er oder seine Familie deutlicher mit der Absicht hervortreten, so werde ich der Sache ein rasches Ende machen.

Ich habe Muth und Niemand in der Welt imponirt mir.

Wilhelm fühlte sich zu gleicher Zeit von dem Egoismus und der eisernen Logik, die in dieser Aeußerung lag, unangenehm berührt. Aber dennoch mußte er der Dame Recht geben. Sie wollte sich nicht ewig beunruhigt sehen und hatte frühzeitig daran gedacht, sich Ruhe zu schaffen, indem sie geschickt die Absichten Anderer zu ihren Zwecken nützte. Es lag darin ein ächt englisch-praktischer Sinn, ein Calcül, wie er einem Mitglied des Unterhauses bei den Wahlen eigen zu sein pflegt.

Wilhelm erstarb das Wort auf der Lippe; es wurde ihm unbehaglich, hier mitten in dem Gesumme der Bienen, in dem Blüthenmeere zu seinen Füßen im Thale, in dem Weben und Schweben der Düfte und im vollen warmen Liebesarm der Natur, neben dem langen, dürren ascetischen Weibe zu sitzen. Sie hatte den Hut abgelegt, und der Wind spielte mit der kleinen, stark mit Grau gemischten ehemals schwarzen Locke, die an dem Ohr herabhing. Dieses Ohr war fein, wie aus Papier geschnitten und lag platt am Kopf, sich an eine farblose, knöcherne Wangenfläche schließend,

die, man sah dies deutlich, nie einem Kusse entgegengeblüht hatte. Aber doch! und welch ein Kuß war dieser Wange bestimmt! Lucie, von ihrem Spaziergang heimfliehend — Emil jagte ihr keuchend nach — kam auf die Gruppe auf der Bank zugestürzt, umarmte Miß Rebecca und drückte die Purpurlippen auf die eben beschriebene öde Wangenwüste. Ach, was kann die Liebe nicht Alles! Drückte doch dereinst der bildschöne Engel der Erbarmung seinen Segenskuß in die zu morschem Staub versinkende Brust des im Grabe schlummernden Gerechten?

Wilhelm sah diese Umarmung zwischen Frühling und Winter und ein Lächeln flog über seine Züge. Lucie wandte sich zu ihm und fragte: Haben Sie mich dort durch die Baumschatten irren sehen? Ich spielte Armide. O, wenn ich ewig in einem bezauberten Walde leben könnte, fern, fern von den Wohnungen der Menschen, in süßer Einsamkeit mit meinen lieben Feen, Rittern und Sängern. Aber was haben Sie heute mitgebracht?

Diesmal Tasso.

Ach, da werden wir Jerusalem erobern müssen. Das ist schon lange nicht so amüsant. Da giebt es so viel ernsthafte Personen.

Die Hexen freilich sind belustigender, warf Miß Harker hin.

Apropos Hexen! nahm der junge Fürst das Wort. Wissen Sie schon, daß im Kloster Lichtenthal eine famose Hexe unter den Nonnen sein soll; eine Kartenprophetin? Herr Duliboutscheff will morgen zu ihr gehen, um sich von ihr sagen zu lassen, wie er es anzufangen habe, die Bank zu sprengen.

Lucie erwiderte: Der Obrist scheint ein wenig **mauvais sujet** zu sein, er spielt leidenschaftlich.

So thut er, was alle seine Landsleute nicht unterlassen können, entgegnete Emil. Ich habe noch nie einen Russen gekannt, der mit der Pikdame nicht schon ein Rendezvous gehabt.

Das ist abscheulich! rief Lucie — Herr Duliboutscheff sollte sich schämen. Darum sieht er auch seit einiger Zeit so bleich aus. Machen Sie doch, Vetter, daß er wegreist. Er und sein Onkel sind beide gleich unnütze Geschöpfe hier.

Wie kann ich das machen, theuerste Cousine? Diese Leute sind Herrn ihrer Zeit und ihres Geldes? Und dann — was würde Comteß Iphigenie sagen?

Ich bin überzeugt, daß es ihr ganz recht wäre.

Davon bin ich gar nicht überzeugt. Doch wieder auf meine Hexe zu kommen: sollen wir nicht Alle morgen ihr einen Besuch machen? Der Fürst sah Miß Harker an, diese schüttelte das Haupt — dies war genug, daß weiter nicht mehr die Rede von diesem Vorschlag war.

II.

Die Mittheilungen, die ihn Miß Rebecca in Hinsicht Lucien gemacht, beschäftigten Wilhelm ernstlich. Er grübelte hin und her, welcher Zukunft das blühende liebe Kind nunmehr entgegengelenkt werden sollte. Mit diesen Gedanken beschäftigt wurde er inne, wie fest bereits ihr Bild in seinem Herzen sich die Stätte gewählt, wie sein Sinnen und Träumen bereits gänzlich ein Eigenthum dieser süßen Herzbeseligenden Erscheinung geworden war. Sie ist also nicht zum Opfer bestimmt? rief er frohlockend, sie hat ihren Schutzengel, und dieser wacht über sie. Ich kann ruhig sein. Aber wem ist sie bestimmt? Wer sind diese geheimnißvollen Eltern, die die Geschicke des Kindes aus der Ferne lenken? Sollte er hierüber die Gräfin

fragen? sie würde ihm nicht die volle Wahrheit sagen, da sie bereits sah, daß er ihren Plänen, in Betreff der Heirath, nicht günstig war, sollte er Rebecca fragen? es könnte sein, daß diese ihm — zwar nur diese strenge Wahrheit — aber nur gerade so viel sagte, als sie sagen wollte, und sie wollte gewiß, wie immer, nichts sagen. Er sah sie schon vor sich sitzen, den streng geschlossenen Mund in Falten gezogen und auf alle seine Fragen stumm wie eine Bildsäule. Dieser Demüthigung wollte er sich nur im äußersten Nothfalle aussetzen. Dann rief er wieder in seine liebselige Träumerei behaglich versinkend: Wozu alles Fragen? Ist sie nicht in glücklichster Stille mein? Wird sie nicht bewacht, damit ich sie ungestört habe? O, welch ein Himmel! Ein einzelner Hauch kann ihn trüben, warum diesen Hauch heraufbeschwören, damit er Wolken und Nebel bringe? Genieße! die Fülle des Lebens, sie berührt wieder, wie der Kuß der reifen Traube, deine Lippen. Genieße!

Er legte sich auf die Bank zurück, auf der er jetzt einsam saß, denn die Mittagstunde war nahe und die Damen waren fortgeeilt, und blickte hinauf in die bewegten Gipfel der Bäume.

Es war ein stiller Friede in der Natur. Es bereitete sich rings der glühende Mittag vor, die Vögel flüchteten unter den Schatten, die Gluthwellen, von den Höhen herab, senkten sich immer tiefer und füllten das Thal, wie ein heißer, goldner Trank die weite Wölbung des Bechers füllt. Im Wäldchen blieb es kühl. Wilhelm nahm ein Blatt seines Gedenkbuchs hervor und schrieb darauf: Wenn der Mann wirklich bestimmt wäre, noch einmal so heiß, so glücklich zu lieben, wie der Jüngling einst liebte? Und warum zweifle ich daran, daß dem so ist? O, armes Herz, bist du so scheu, so furchtsam, daß du an keinen zweiten Festtag deines Liebelebens glaubst? Verzage nicht. Die Kraft, die diese Gluthen neu in diese Brust sendete, wird auch Macht haben, sie darinnen zu erhalten.

Er hielt inne, und den Stift in der rechten Hand haltend, den Arm aufs Knie gestützt, saß er vorgebeugt da, das bleiche, schöne Antlitz, in denen die dunkeln Augen glühten, vor sich hin in die Waldnacht gerichtet. Der Blätterschatten spielte auf der gewölbten Stirn, von der das lichtbraune Haar in weichen Wellenlocken zum Ohr hinabglitt. Sein Hut lag neben ihm. So wie

er da saß, waren es die Gestalt und die Züge eines zwanzigjährigen Jünglings; Wilhelm war in diesem Augenblick schön, wie er es noch nie in diesem Grade gewesen. War es nun die süße Melancholie, gemischt mit dem Feuer der Empfindung, die das Bewußtsein zu lieben in ihm gerade in dieser glücklichen Stunde zur Reife brachte, war es die poetische Umgebung, das zauberische Bild quellender Naturschöne um ihn her — genug dieser junge Mann, unter dem Schatten des Baums sitzend, den Griffel und die Schreibtafel sinnend in der Hand, den Blick in die Tiefe der Schatten werfend, und das Haupt in Begeisterung gehoben, war eine Erscheinung, die das Herz selbst des kältesten Beschauers fesseln mußte.

Und Wilhelm wurde in diesem Augenblick beobachtet. Aus der Tiefe des Thales hervor hob sich den Pfad hinauf eine hohe jungfräuliche Gestalt, die hinter den fernen Bäumen stehen blieb, eine Weile unbemerkt auf den Träumer hinschaute, und dann wieder verschwand. Es war Iphigenie, die still und ohne ihre Gegenwart ahnen zu lassen, den Rückweg antrat. Dieses Bild im Innern nahm sie mit.

Wilhelm setzte von Neuem den Stift an und schrieb die begonnenen Zeilen weiter. Was ich hoffe? — Mein Himmel, ich hege keine andre Hoffnung als die, die jeder Lebende hegt, nämlich des goldnen Lichtes Fülle weiter zu trinken, länger und immer länger den Faden des einmal liebgewordenen Daseins zu spinnen. Kann dies eine Thorheit, oder gar ein Verbrechen sein? Herz, du täuschest dich! Du wünschest zu besitzen, du begehrst und verlangest, du willst dich am flüchtig vorübereilenden Glück nicht freuen, du willst es an deine Fersen bannen. Und da vergiß nicht, daß du ein vermessenes Spiel spielst. Was hast du einzusetzen, wenn es um solche Gewinne sich handelt? Darfst du Jugend, Schönheit, Unschuld, Größe, — darfst du die beneidenswerthesten Gaben des Lebens für dieses Herz beanspruchen, über das schon die Stürme hinbrausten, über das sich schon die Schatten hinlagerten? Nein — nein, du darfst es nicht. Halt ein auf diesem verderblichen Wege, halt ein, ehe es zu spät ist. Noch ist es möglich, daß du deinem Elend entfliehst, noch fühlst du die Stärke dazu, noch eine Stunde, ein Tag und du gehörst ihm auf ewig.

Wilhelms Brust entrang sich ein banger Athemzug, als er diese Worte zitternd niederschrieb; er ließ das Blatt zu Boden fallen und stützte das Haupt auf den Arm. In diesem Augenblicke störte ihn ein leises Geräusch am Baume hinter der Bank; er wandte sich um und fuhr entsetzt zurück, als er eine hohe, in graue Gewänder gehüllte Gestalt sich über ihn hinbeugen sah. Die Erscheinung wich zurück und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wilhelm starrte auf sie hin. Ein steinfarbiges Untergewand, faltig auf den Boden hinschleppend und darüber ein Schleier von derselben Farbe, aber von leichterm Stoffe, der Kopf und Gesicht völlig bedeckte, machten den Anzug dieses seltsamen Gastes aus, der langsam seinen Heimgang in die Ruine, von wo er gekommen schien, wieder antrat. Dieses Wesen schien, als es sich unter den Trümmerhaufen und dem morschen Mauerwerk herumbewegte, selber ein Theil des Gemäuers zu sein, jedenfalls konnte es für den in diesem Bereich waltenden Elementargeist gelten. Nachdem es sich in schwankendem Gange dem niedern Eingang in ein verschüttetes Gewölbe genähert hatte, verschwand es daselbst, jedoch nicht ohne mit gehobenem Arm ein

blinkendes weißes Papier gezeigt zu haben, das auf die Steine der Mauer am Eingang niederglitt. Wilhelm eilte, dieses Schreiben aus der Unterwelt in Empfang zu nehmen. Es hatte in seiner zierlichen Form nichts Abschreckendes, und die Schrift, die es enthielt, war auch nicht etwa eine vergilbte Mönchsschrift aus einem fernen Jahrhunderte, sondern eine feine Damenhandschrift, ein zierliches aber in festen Umrissen hingezeichnetes Gewirre kleiner Buchstaben, die ihren Ursprung als aus der nächsten Vergangenheit stammend bekundeten.

Der Brief lautete.

Es beschäftigt sich Jemand mit Ihrem Glück; es giebt ein Auge, das für Sie in die Ferne sieht, es giebt eine Hand, die bemüht ist, für Sie den Weg zu ebnen — endlich giebt es auch ein Herz, das glücklich sein würde, wenn Sie es wären. Dieses Herz gehört Ihnen sehr nahe an. Sie sind in einem Irrthum befangen; Sie geben sich und Ihr Geschick verloren — ich sage Ihnen, daß noch nichts verloren ist. Warum zweifeln Sie, daß die Liebe Ihnen noch einen großen Gewinn aufgespart hat? Geben Sie nicht frei, was Sie besitzen, lösen Sie keine Bande, denn sie

müssen doch einmal geknüpft werden, wenn Sie glücklich sein sollen, und Sie sollen es sein. Ihre unbekannten Freunde haben sich das Wort gegeben, daß Sie es sein sollen. Also fassen Sie Muth — das Mädchen, das Sie lieben — liebt Sie wieder: dieser Bund soll nicht zerstört werden. Sie halten Sich für gefesselt — Sie sind es nicht; wenigstens ist man bereit, Ihre Fessel zu lösen, wenn Sie es nur wollen. Die, die einst aus Ihrer Hand ein glückliches Loos entgegennahm, ist entschlossen und berechtigt, Ihnen dieses Geschenk zurückzugeben, wenn das Schicksal es gebietet. Und es scheint — hier da es sich um die Ruhe und das Glück Ihrer Zukunft handelt — gebietet das Schicksal jedes Opfer zu bringen. Wie sollte ein edles Herz zögern, da schon ein unedles nicht zögern dürfte? Drum Muth! Sie lieben, Sie werden geliebt! Sie haben treue Freunde — wo ist da Grund zu verzweifeln? — — Wenn Sie auf diese Zeilen antworten wollen, so legen Sie Ihren Brief in die Mauerblende, rechts vom Gewölbe, in das Sie mich haben verschwinden sehen; Sie werden auch dort die Antwort, wenn eine nöthig sein sollte, finden.

Diese Zeilen erschütterten Wilhelm lebhaft. Ein Geheimniß begann, sich um ihn her zu spinnen! Welch ein Wesen drängte sich in sein Geschick und suchte dessen Freuden und Leiden mit ihm zu theilen? Und wie wundersam klangen diese Worte: Fassen Sie Muth! Sie lieben, Sie werden wieder geliebt! Die, die einst Sie fesselte, ist bereit, Sie frei zu geben! — Wilhelm bebte — also von jener Seite her, von der gefürchteten Seite, wo, wenn er des Vergangenen gedachte, Verachtung und Zorn, Widerwille und Scham in seiner Seele auftauchten, kamen diese Worte! Alsdann waren es keine Segenssprüche. Der Eigennutz, die Habgier, die Gemeinheit stießen Sie aus. Sie will meine Bande lösen — rief er in dumpfem Grimm — ich soll mich mit einer Summe loskaufen! Zu diesem Entschluß ist das verächtliche Weib gelangt. Wohl! Auch das ist ein Hoffnungsstrahl, obgleich er aus einer giftschwangern Wolke kommt. Allein wo weiß diese Unglückliche, daß ich diesem Engel hier mit meinen vermessenen Wünschen mich nähere? Wer hat ihr die Geschichte dieses Herzens verrathen? Welch ein Räthsel dies! Doch gleichviel; ich will den Boten, den sie gewählt, nicht ohne Antwort entlassen.

Er ging nach Hause, verstimmt und niedergeschlagen. Auf der Straße nach Lichtenthal fuhr der Wagen der Gräfin an ihm vorüber. Iphigenie und die Mutter saßen im Rücksitz; der Obrist und Emil vorn. Die Damen warfen lächelnd ihm Grüße zu.

III.

Auf seinen Brief erhielt Wilhelm im Verlauf weniger Tage folgende Antwort: Entweder wir kennen uns gar nicht, oder Sie mißverstehen mich absichtlich. Was soll ich mit diesen Zeilen, die frostig und fast beleidigend meine Theilnahme zurückweisen, indem sie einen starren, gebieterischen Spruch in Stelle der Willensmeinung eines bewegten Herzens setzen. Was ist's mit der Mission, die Sie mir zutheilen? sie scheint fast unehrenvoll, und dann wie soll ichs verstehen, daß Sie verlangen, ich möchte das Geldopfer nennen, was verlangt werde. Welch ein widriges Mißverständniß. Kenne ich denn Ihre Vergangenheit? Kann nicht darin manches enthalten sein, was zu wissen ein Gemüth, wie das meinige, tief verletzte? Wie unvorsichtig

war ich, Sie unter allen Männern für den einzig Schuldlosen zu halten, den keine lästige Erinnerung drückt. Ich sehe, daß ich mich geirrt, und ohne es zu wollen und zu ahnen, erfahre ich, welche beschimpfende Bande Sie früher schon geknüpft. Aber ich schweige — sorgen Sie nicht — mein Bereich ist das Grab; ich theile mit ihm das Schweigen und die Einsamkeit. Für mich ist eine Lebenshoffnung weniger in der Welt, wenn Sie in der That nicht so vorwurfsfrei und rein sind, wie ich fest geglaubt, daß Sie seien. Diese Augen, diese Stirn — lügen also auch! Was soll ich nun denen sagen, die mich senden? Was dem bangen Herzen, das an dir mit allen seinen Lebensfasern hängt — was soll ich dem sagen? Wenn ich gegen eine Welt schweigen wollte, gegen dieses Herz darf ich nicht schweigen. Ich will ihm nichts weiter sagen, als: hoffe nicht mehr auf ihn! Aber dieses muß ich sagen. Vorher will ich aber noch einen Brief von Ihnen abwarten.

Wilhelm befremdete diese Antwort nicht wenig. Er hatte, da er seiner Sache völlig gewiß zu sein glaubte, diesen Ton von einer Unterhändlerin, die ihr verächtliches Gewerbe unter der Hülle zu treiben meinte, nicht erwartet. Einen Augenblick wurde

er an seinem eignen Urtheil irre. Er nahm nochmals den Brief der Unbekannten zur Hand, und jetzt glaubte er in der Schrift und in den Wendungen etwas Feines, Graziöses, Sinnvolles zu bemerken, daß ihn wieder weit weg brachte von der Vermuthung, diese Zeilen seien auf Betrieb seines Weibes geschrieben. Wozu hätte diese nöthig gehabt, sich des Geheimnisses zu bedienen; konnte sie ihm nicht offen einen Antrag dieser Art machen? Und dann kommt auf's neue dieses Hinweisen auf einen beseeligenden Herzenszustand ihm vor, und wie ein Ertrinkender nach dem schwächsten Rettungsmittel greift, so klammerte er den gepeinigten Geist an dieses Argument, und schöpfte hieraus den Muth, den Brief von einer andern, als von der gefürchteten Seite kommend, sich zu denken. Aber wer konnte dann die Schreiberin sein? Ein leidenschaftliches Feuer bemächtigte sich seiner, seitdem er der verhaßten Vorstellung den Rücken gewendet, und nur lieblichen Träumen sich hingab. Er ergriff rasch die Feder und schrieb:

Wenn Sie um mein Geheimniß wissen, so wissen Sie auch, daß hierin nichts liegt, was mich in Ihren Augen und in den Augen jedes Sterblichen erniedrigen könnte. Sie selbst spielen auf die

Fesseln an, die mich drücken, und die, wie Sie sagen, gelöst werden können — nun denn, diese Fesseln bestehen allerdings: sie machen mein Unglück, aber nicht meine Schande aus. Man hat mit mir ein unwürdiges Spiel getrieben: ich wurde ein Opfer der Schlechtigkeit, allein ich selber beging keine. Diese Worte der Rechtfertigung für Sie, die Sie mich und mein Geschick kennen, und dennoch sich die Miene geben, als wüßten Sie nicht, um was es sich hier handelt. Wohlan, ich will Ihre Hand ergreifen, obgleich sie unter Schleiern mir gereicht wird, und ich nicht weiß, ob sie nicht heimlich einen Dolch führt. Es gelang Ihnen, einen mächtigen Talisman sich anzueignen, der mich nun unwiderstehlich in Ihre Nähe reißt. Sie nannten — oder wenigstens bezeichneten Sie sehr deutlich das Bild, das in diesem Herzen lebt, ewig darin leben wird. Um dieses Bildes wegen sei Ihnen vergeben, wenn Sie es gewagt, unbefugt in das Gewebe meiner Träume, Hoffnungen und Freuden einzugreifen.

Er erhielt die kurze Antwort:

Mich beleidigen die Schmähungen, die Sie auf die häufen, welche einst Ihr Glück schuf, indem sie selbst dadurch glücklich wurde. Es ist

eine edle Seele — vielleicht zu edel, zu großdenkend und warm fühlend für eine Welt wie diese. Kein Wort mehr — unser Briefwechsel sei beendet.

Unwillig legte Wilhelm dieses Papier zu den übrigen, und nahm sich ernstlich vor, dieses mehr störende als wohlthätige Ereigniß gänzlich aus seinem Gedächtniß zu verbannen. Es wäre ihm das sicherlich bald gelungen, wenn nicht Luciens Gegenwart immer von neuem seine Gedanken dem geheimnißvollen, verhüllten Wesen, das so genau unterrichtet zu sein schien von dem Gang und der Geschichte seiner Liebe, und das sich herausnahm, ihm Muth zuzusprechen in Betreff seiner Bewerbungen um Luciens Gunst, zugewendet hätte.

Eines Morgens fand er Lucien allein auf der Bank. Auf seine Frage wo Miß Rebecca sei, erfuhr er, daß sie mit Iphigenien den Pfad zur Ruine hinauf gewandelt sei. Es ist schön, daß ich Sie einmal unter vier Augen für mich allein habe, rief das liebenswürdige Geschöpf, indem es Wilhelms Arm ergriff, ich kann Sie jetzt ernstlich ausfragen über einen Gegenstand, der mich seit lange schon beschäftigt.

Und der ist? fragte der Freund angenehm überrascht.

O das läßt sich nicht so geschwind sagen, und Sie müssen mir auch dabei nicht so forschend in's Auge sehen; alsdann bring ich keine Sylbe über die Lippen.

Wilhelm senkte den Blick, und ging stillschweigend neben ihr her.

Wir wollen den Weg hier einschlagen, der uns den Andern nachführt; mich dünkt, ich sehe sie oben schon stehen auf einem der alten Trümmerhaufen, die Rebecca so sehr liebt, und von denen sie immer so viel zu erzählen weiß. Einmal hat sie mir bei einer Abbildung einer Ruine, ähnlich dieser, die ganze Geschichte von Schottland erzählt mit allen bürgerlichen Kriegen und Invasionen fremder Völker. Seitdem hab' ich einen Respekt vor den Ruinen.

Aber was Sie mir sagen wollten —

Ja, ich wollte Sie fragen — warum — hm, werden Sie mir es nicht übel nehmen, die Frage ist eigentlich unüberlegt, man könnte sie sogar ungezogen nennen — ich wollte Sie fragen, warum sehen Sie niemals recht heiter aus. Haben Sie Kummer?

Das holde Wesen war unendlich liebenswürdig, als es diese Frage that. In diesem süßen, heiligen Seraphantlitz lag in diesem Augenblick die ganze Seele enthüllt, und diese Seele war von einer wunderbaren Schönheit. Wilhelm war wie an den Boden gebannt.

Ist dies ein Gegenstand Ihrer Sorge? fragte er zögernd.

Gewiß! und warum sollte es dies nicht sein? Ich habe Sie gern — ich liebe Sie. Diese Worte wurden mit einer Kindlichkeit ausgesprochen, so daß ihnen auch nicht der Hauch eines Geständnisses beiwohnte. Wilhelm konnte drum auch gänzlich ohne Verlegenheit wiederholen: Sie haben mich gern — Sie haben mich lieb! —

So ist's, sagte Sie, sich fester an seinen Arm hängend. Und wenn ich Jemand gern habe, so beunruhigt mich jedes Wölkchen auf seinem Angesicht. Ich sehe die Andern heiter und höre sie lachen und Scherze vorbringen, aber nie, so lange wir hier sind, hab' ich Sie in dieser glücklichen Laune gesehen. Wissen Sie aber, daß das Einfluß auf meine Laune hat, ich lache auch nicht. Und wenn ich auch manchesmal lachen will, denke ich rasch, was wird Herr Ortberg dazu sa-

gen, daß Du fröhlich bist und er kann es nicht sein.

Ach, meine theure Lucie!

Ja, bin ich Ihre theure Lucie? Sehen Sie, wenn ich es wüßte, es könnte mich froh wie ein Kind machen. Schon lange, schon lange hege ich den Plan, mich Ihnen werth, gleichsam unentbehrlich zu machen. Das Vertrauen, das ich gerade zu Ihnen und zu Niemand sonst hege, ist grenzenlos.

Wie verdiene ich das?

Das weiß ich nicht; verdient man denn überhaupt die Liebe! Ich denke die Liebe, die verdient wird, tritt auch schon mit dem Anspruch auf und ist deshalb schon nicht die rechte. Die rechte Liebe wird unverdient gegeben und wie eine Ueberraschung verwundert empfangen. So hab' ich mir stets gedacht, daß Gott uns liebt: wir verdienen es nicht, und da wir merken, daß er uns doch liebt, sind wir so wundersam überrascht von einer solchen göttlichen, unverdienten Liebe, daß wir uns geschwind entschließen, Gott über Alles zu lieben, und ihn durch nichts, auch nicht durch die kleinste Kleinigkeit zu betrüben.

Wilhelm drückte dem begeisterten Kinde die

Hand. Sie lenkten unvermerkt einen Feldweg ein, der sie von der Ruine abwärts führte. Und wenn ich Ihnen nun meinen Kummer beichtete, sagte er, was würde Ihnen das nützen?

Sehr viel: ich würde dann drum wissen.

Dieses Wissen ist lästig.

Für mich nicht. Wenn ich nur jeden Kummer, jedes Leid genau wüßte, dann wäre ich schon um vieles ruhiger. Ich würde mir dann sagen, der Mensch hat dieses, der Mensch hat jenes, was ihn drückt, das ist nicht alle Welt, und kein solcher Schmerz, der nicht verginge — aber nun sehe ich die vielen verschleierten Gesichter, und ich kann den Schleier nicht heben, und quäle mich ab, zu grübeln, was für ein Kummer hinter dem Schleier könne verborgen liegen. Das ist peinlich.

Nun gut, Sie sollen meinen Kummer wissen. Ich gräme mich, daß ich so allein stehe in der Welt.

Sind Ihre Eltern todt?

Wilhelm sah sie forschend und lächelnd an, sie setzte leicht erröthend hinzu: Freilich, Ihre Eltern mögen wohl nicht mehr leben. Mir kommt eben nur gleich diese Frage, wenn ich höre, daß sich Jemand beklagt, daß er Niemand in seiner Nähe habe.

Ihre Eltern leben noch?

Meine Mutter — o, und das ist die edelste, beste Frau in der Welt; sie liebt mich, wie man nur auf Erden etwas lieben kann.

Und ist doch immer fern von Ihnen?

Immer? nein. Nicht immer. Wir werden bald wieder beisammen sein. In den Augen des lieben Kindes perlten Thränen, als sie diese Worte sprach. Sie wandte sich etwas ab und pflückte ein Blatt vom Strauche am Wege. Wilhelm fühlte ihren Arm leicht beben in dem seinigen. Nach einer Weile setzte sie hinzu: An ihrer Stelle ist jetzt Rebecca bei mir, die ich gleichfalls liebe und die mich liebt. Aber wieder auf Ihren Kummer zu kommen.

Ich hab' ihn schon genannt.

Das haben Sie, allein nicht dabei gesagt, wie ihm abzuhelfen sei.

Lassen Sie uns darüber nachdenken. Freunde werden Sie haben, aber die sind Ihnen nicht genug, wie wär's mit Freundinnen?

Ah — mit Freundinnen!

Ja! Sehen Sie, das fällt mir so ein. Aber Sie müßten da nicht gleich die Erste, Beste wählen; da könnten Sie an die Unrechte kommen.

Sie müßten erst lange prüfen, und sich bald diese bald jene aus der Ferne betrachten, ob sie wohl die Eigenschaften habe, Ihre Freundin zu sein.

Und welche Eigenschaften wären das? fragte Wilhelm die schöne Plaudernde.

Nun vor allen Dingen müßte sie Sie recht von Grund der Seele lieb haben.

Dann wäre es meine Geliebte.

Nein! entgegnete Lucie unwillig, und ein kleines Wölkchen von Verdruß und Mißbehagen lagerte sich auf einen Moment auf ihre reine Elfenbeinstirn — nein, nein! nicht Geliebte! Da mischt sich so mancherlei bei, was ich nicht mag. Und wie könnte ich Ihnen nun gar vorschlagen, eine Geliebte sich zu wählen! Aus einer Geliebten wird eine Frau, und die Wahl einer Frau, das ist etwas, was in der Welt auf dem gewöhnlichen Wege zu Stande kommt, wo lauter verständige Urtheile zusammenkommen, und wo ein Mädchen, wie ich, sich gewiß keine Stimme anmaaßen würde.

Aber eine Freundin würden Sie sich getrauen, mir vorzuschlagen?

Ja, und mit großer Sicherheit; denn eine Freundin übernimmt keine andern Pflichten als

die der Zartheit und Schonung. Sie ist ganz Demuth und Hingebung, aber doch dabei scheu und flüchtig, und wenn man zu ihr sagt, wie man zu der Geliebten oder spätern Frau sagt: Du mußt bei mir bleiben, dann flattert sie fort, und kehrt niemals zurück. Auf diese Weise ist eine Freundin ein sehr zartes Wesen; weil sie keinen Lohn fordert und keinen giebt, lebt sie wie eine Blume nur von dem Sonnenschein, der aus den Blicken des Freundes quillt.

Aber wo findet man ein so liebliches, ätherisches Geschöpf?

Gar nicht ätherisch! rief Lucie — es ist eine recht irdische Gestalt, wo es drauf ankommt, Sorgen und Mühen von dem Pfad des Freundes hinwegzutragen. —

Sie blieb stehen, und setzte dann mit einem unendlich zauberischen Lächeln und Erröthen hinzu, indem sie ihre Augen senkte und wie eine Lilie, über die ein rother Abendschein gleitet, vor Wilhelm stand. Wenn es nicht zu anmaaßend klänge, so würde **ich** mich zu Ihrer Freundin vorschlagen. Sie hob den Blick, und das tiefe Blau dieser schönen Augen leuchtete wie ein Himmelslicht warm in seine Seele.

Lucie! Lucie! rief er — was bieten Sie mir an!

Sie war erschreckt über die Leidenschaftlichkeit, mit der diese Worte nicht ausgesprochen, sondern ausgestoßen wurden.

Was ist Ihnen? stammelte sie.

Er faßte nach ihrem Arm, und zog die Hand an die Lippen, er blickte sie an — senkte die Augen, kämpfte mit dem Aufruhr in seinem Innern, blickte sie wieder an, und mit einem Tone, der das Herz des Mädchens traf, rief er: Ich kann Ihr Freund nicht sein —

Nicht! rief sie, und wich wieder einen Schritt zurück, und warum nicht?

Er unterdrückte das Wort, das auf seinen Lippen schwebte, und sagte endlich: weil ich viel älter bin wie Sie.

Ihre Munterkeit und Unbefangenheit kam wieder. Ist's das? rief sie; dann kann ich Sie trösten: in meinen Augen ist das durchaus kein Hinderniß.

Aber in den meinigen.

Also bin ich Ihnen zu jung, zu kindisch? Es ist wahr; um Ihre Freundin zu sein, muß man lernen mit ernsten, großen, stillen Geistern

in seinem Innern zu verkehren. Geduld, es wird schon kommen. Ich bin schon anders geworden, als ich war, seitdem ich mich mühe um Ihren Beifall.

Es ist nicht genug, daß Sie mir entgegenkommen, ich muß Ihnen ebenfalls entgegengehen.

Und thun Sie das nicht? fragte sie traurig.

Ich vermag es nicht.

Das heißt, Sie können mich nicht lieben?

Wilhelm bebte bei dieser unschuldvollen Frage, als hätte sich ein Abgrund vor ihm aufgethan. Er erwiederte: Wenn Sie zu meinem Wesen stimmen wollen, so muß Ihnen das gelingen, aber mir kann es nicht gelingen, mich zu dem Ihrigen zu stimmen. Ihr Wesen ist die Jugend, und Niemand kann sich wieder jung machen.

Sprechen Sie nicht so. Wenn das das Einzige ist, was unsern Freundschaftsbund verhindert?

Es ist das einzige.

Das wäre betrübt — sehr betrübt. Ich dachte, gerade weil ich jung bin, und Sie der Erste sind, den dieses junge Herz so recht lieb gewonnen hat —

Wäre es möglich — Lucie!

Und nun wollen Sie es nicht einmal mit mir

versuchen. Das ist sehr niederschlagend. Ich hatte mir schon gedacht, wie ich mein neues Amt antreten wollte. Sind es Briefe aus Paris, dachte ich, die ihm den Kopf wild machen, so will ich ihm sagen: Schicken Sie alles Ihrem Sekretair, und lassen Sie den machen, was er will. Hier in Baden ist man nicht Minister; — hier sind Sie hergekommen, um die schöne Ungebundenheit zu genießen, und mit Ihren Freunden lustig zu sein.

Allerdings ein sehr guter Rath —

Und so hab' ich noch mehre. Ich bin in guten Rathschlägen unerschöpflich.

Jeder Unglückliche hat auf diese Rathschläge Anspruch?

Jeder.

So ertheilen Sie sie auch dem jungen Fürsten Semiani; mich dünkt, der will auch von Ihnen getröstet sein.

O, der ist nicht unglücklich; der liebt sich selbst und hat damit genug zu thun, und ist dabei ganz glücklich. Sehen Sie, das ist ein Mensch, der keine Freundin nöthig hat, weil es ihm nirgends weh thut. Er hat höchstens eine Geliebte, eine Frau nöthig.

Arme Unglückliche!

Was sagen Sie?

Und diese Frau werden Sie sein!

Warum nicht? Zu seiner Frau kann man mich machen — zu seiner Freundin nicht. Ich werde nie aufhören, die Ihrige zu sein; Sie müßten denn mich gerade von sich weisen. Wenn ich bei Ihnen bin, in Ihre gedankenvollen Augen sehe, über die manchmal ein so tiefes Weh hingleitet, von dem ich nicht weiß, wo es herkommt und wohin es wieder schwindet, fühl' ich mich gehoben, fühle ich größer und besser. Oft denke ich — ach, wenn nur dieser Mann Dein Vater wäre! —

Lucie! bin ich denn wirklich so alt!

Nicht deshalb! Sie könnten mein Mann sein. Ist nicht der General, den wir täglich an seiner Krücke am Kurhaus vorüberwackeln sehn, älter wie Sie, und hat eine Frau, die, glaub' ich, jünger ist wie ich..

Sie haben Recht! und sie lieben sich! — Ja, ja, sie lieben sich; ich weiß es.

Lucie sagte ungeduldig: Unterbrechen Sie mich nicht. Ich wollte Ihnen eine Erklärung geben über meine eben ausgesprochene Behauptung. Man hat mir gesagt, ein würdiger, starker, edler Mann, wenn ein Mädchen so glücklich sei, einen

solchen zum Vater zu haben — ich will sagen zum Freunde, oder zum Freunde und Vater — wäre der geeignetste Führer im Leben. Es fehlt mir nun zwar nicht an Führern, allein ich möchte einen haben, den ich nicht allein liebe, sondern zu dem ich mit Bewunderung hinansähe, den ich gleichsam mit Schrecken lieben könnte — nämlich mit Schrecken, die mich zu Boden schlügen, wenn es einmal käme, daß ich diese Liebe einbüßte. Und ich würde sie einbüßen, wenn ich nur auf einen Augenblick in dem Streben nachließe, immer größer und edler zu empfinden, immer wärmer und demüthiger zu fühlen. Sehen Sie, einen solchen milden und doch strengen Herrscher, einen so gewaltigen Gebieter und Freund, einen solchen Vater, der all den Vorrath eines Herzens an Liebe, Ehrfurcht und Demuth an sich reißt, einen solchen möchte ich haben.

Wilhelm war überrascht von der Fülle und Lauterkeit in dieser jungfräulichen Brust. Er mußte sich Zwang anthun, daß er die liebliche Erscheinung nicht stürmisch an sich zog und ihr Haupt an seinem Busen barg — er begnügte sich, seinen Arm sanft um ihre Taille zu schlingen und

mit stockender Stimme zu fragen: Und einen solchen finden Sie an mir?

Sie machte sich ein wenig ängstlich von ihm los und sagte lächelnd: Sie sind mir noch zu jung. Wenn ich Sie ernst und traurig sehe, gefallen Sie mir — wenn Sie mich aber so leidenschaftlich anblicken — gefallen Sie mir nicht, und ich rufe bei mir aus: Es ist doch nichts mit dem Vater.

Wilhelm lächelte. Versuchen Sie's mit unserer Freundschaft! sagte er nach einer Weile. Wir wollen beide sehen, wie weit wir kommen.

Aber ich sehe, daß wir schon zu weit gekommen sind, lachte Lucie, indem sie rückwärts wies. Dort ist die Ruine, und wir sind fast schon im Thale.

So wollen wir umkehren; entgegnete Wilhelm. Aber versprechen Sie mir, daß Sie mich noch öfters zu einem solchen einsamen Spaziergange abholen wollen. Lucie neigte fröhlich bejahend ihr Haupt. Wie die beiden Wanderer den Pfad rechts einbiegen wollten, erblickten sie eine alte Frau am Wege, die bei einem Korbe saß, in welchem dürre Zweige gesammelt waren. Sie erhob sich, als sie die Ankommenden gewahrte, und

breitete ihre gebräunten magern Hände Lucien mit dem Ausdruck des Dankes und der Freude entgegen. Seh ich Sie wieder! rief die Alte in dem Volksdialekt der Gegend — und mein Mann und mein ältester Sohn haben immer unten am Kurhause Sie suchen müssen! Dank, Dank! liebe vornehme, schöne Dame! Dank für so viel Gutes, das Sie uns Armen gethan. Mein Mann ist genesen und kann nun wieder seinem Geschäfte nachgehn — nur das jüngste Kind —

Was ist's mit dem? fragte Lucie rasch, die sich von Wilhelms Arm los gemacht hatte.

Es ist noch immer bettlägerig.

Ich will es sehen. Kommen Sie, mein Herr, haben Sie die Güte, mich in die Hütte dieser guten Frau zu geleiten. Sie ist ganz in der Nähe.

Wilhelm war mit Freuden bereit. Die Alte zeigte den Weg. Die Wanderung ging schneller von Statten. Man wollte bald wieder zurück sein, um Miß Harker nicht in Unruhe zu versetzen. Wilhelm war in der Hütte Zeuge, wie das reiche, verwöhnte, vornehme Mädchen sich um jede kleine Dienstleistung selbst mühte und mit allem Ernste den Zustand des kranken Kindes zu erforschen strebte. Beim Heraustreten aus der Hütte ver-

staúchte sich Lucie den Fuß; der Schmerz war nur augenblicklich, er kehrte jedoch nach Verlauf einer Viertelstunde wieder und sie mußte sich auf Wilhelms Arm stützen, als sie den Hügelpfad bis an den Platz, wo der Wagen wartete, hinabschritten.

IV.

Das geheimnißvolle Wesen, das Wilhelm im Bereich der Ruine einen Besuch abgestattet, verließ ihn nicht, sondern suchte ihn bald in eine andere Gestalt vermummt auf. Emil und der Obrist drangen so lange mit Bitten in ihn, bis er sich entschloß, die wahrsagende Nonne im Kloster zu Lichtenthal aufzusuchen. Es war ein festgesetzter Tag und sogar eine genau bestimmte Stunde, wo dieser Besuch von Herrn angenommen wurde. Der Eingang in das Heiligthum dieser verschleierten Pythia war nicht durch das Kloster, sondern durch eine kleine Pforte im Hof, wo man dann den hohen Felsen entlang, die das Kloster von der Nordseite einschlossen, zu einem kellerartigen Gewölbe oder vielmehr zu einem Ka-

takomben-Gange im Felsen selbst gelangte. Hier war eine kleine enge Zelle in den Stein gehauen, die in frühen Zeiten, als das Mönchswesen noch in der Blüthe stand, einem frommen Klausner, oder einem Büßenden zur Wohnung gedient, man konnte an den Wänden noch die Plätze erkennen, auf dem ein Kruzifix und die verschiedenartigen Geißelinstrumente sich befunden hatten. Die stete Nacht, die in dieser engen Felsenkammer herrschte, wurde durch das Licht einer Lampe zerstreut, die von der Decke herabhing und in dem Zustand, in welchem dieses mysteriöse Kabinet sich gegenwärtig befand, einen ziemlich wohnlichen Raum beleuchtete, Teppiche auf dem Boden und dem Tische, Armstühle mit hohen ledergepolsterten Lehnen und ein elegantes Schreibzeug mit Gold und Perlmuttereinfassungen, nebst Papierbogen an der einen, der Wand zugewendeten Seite des Tisches. Hinter diesem, in die Schatten der Vertiefung zurückgelehnt, die die Wand der Zelle hier bildete, saß die prophetische Nonne, von der der Besucher nichts weiter zu sehen bekam, als hier und da eine weiße, schmale, magre Hand, die die beschriebenen Zettel in Empfang nahm, und sie mit der Antwort versehen, wieder hinreichte. Denn ein

tiefes, ununterbrochenes Schweigen war eines der Gesetze dieses Tempels, deren Befolgung dem Ankömmling auf das Strengste anempfohlen wurden. Neugierige und Muthwillige, die über diese Bedingung ihres Einlasses sich keck hinweggesetzt, wollten es erlebt haben, daß die Sybille sich plötzlich in Nacht und Dunkel gehüllt hatte, und daß dann unbekannte Schrecken auf die Vermessenen aus jedem Winkel der Höhle hervorgedrungen waren. Man glaubte ihren Erzählungen nicht, allein man muthete doch der Sybille zu, daß sie vollkommen im Stande sei, sich gegen Ungebühr und Frivolität zu schützen. Die Geldspenden, die sie einnahm, flossen dem Krankenhause des Klosters zu und kamen, wie man später erfuhr, manchem wahrhaft Bedürftigen zu Gute. Dieser gute Zweck söhnte denn manche der rigoristischen Tadlerinnen unter den freigeistigen oder unter den frommen Damen, denen beiden, wenn auch aus gänzlich verschiedenem Grunde, diese Prophetenspielerei anstößig war, mit der Nonne wieder aus. Auch Miß Harker hatte ihren zuerst geäußerten, scharfen Tadel wieder zurückgenommen.

Als Wilhelm mit seinen zwei Gefährten in die Zelle trat, wurde ihm das übliche Stück wei-

ßes Papier hingeschoben, daß er darauf anmerke, was er zu wissen wünsche. Er schrieb, gleichsam um das Orakel zu prüfen, eine Frage auf, die einen geringfügigen Umstand betraf, der auf sein Verhältniß zu Franziska Bezug hatte, und deren Schauspieltalent in Frage stellte. Besinne dich — lautete die Antwort — daß du sie einst die Rolle der Phädra spielen sahst und nach der zweiten Wiederholung befriedigt warst. Wilhelm staunte; wie wußte dieses fremde Wesen dieses Faktum so genau; er zögerte nun fast die zweite, wichtige Frage, um derentwillen er eigentlich gekommen, hinzuschreiben Dennoch that er es: er schrieb: Ist die junge Dame, deren Vorname mit L anfängt, ist sie bestimmt, mir einst anzugehören? Die Antwort: L? diese wird an dir ihre Stütze finden. Er fragte wieder: Ihre Stütze wird sie an mir finden; das heißt doch, daß sie mir gehören wird? Antwort: Sie wird dir gehören, damit du sie wegschenkest. — Unbefriedigt durch diese dunkle Antwort, that er eine neue Frage, doch der Zettel wurde ihm zurückgeschoben. Das Orakel ließ sich auf keine weitre Beantwortung ein. Allein, was er schon hier erfahren, gab ihm genug zu denken. Wie sollte er diesen mystischen

Spruch deuten: Lucie sollte an ihm ihre Stütze finden — dies konnte allerdings gedeutet werden, als gelangte er zu ihrem Besitz; aber nun — er sollte sie nur besitzen, um sie wieder wegzuschenken! Welch ein Ausspruch! Lucie weggeben — Lucie irgend Jemand, selbst dem besten, edelsten Manne, gönnen, sie ihm freiwillig übergeben, wenn er sie sein eigen nennen konnte! Hier war keine nur irgend zuständige Deutung möglich. Aber diese mystische Nonne fing an ihm Interesse einzuflößen, er beschloß ihr gelegentlich noch einen Besuch zu machen. Die Fragen seiner zwei Gefährten wurden heute nicht beantwortet, die Orakelspenderin schien sich nur ausschließlich mit ihm haben beschäftigen wollen. Der Obrist sagte unwillig zu Emil: Es scheint mir, als wenn die heiligen Damen im Kloster sich regelmäßig abwechselten, damit Jede das Glück habe, unter dem Deckmantel geheimer Künste ein belustigendes Abenteuer zu erleben. Ich will schwören darauf, daß in voriger Woche eine Andre dort im Winkel saß, wenigstens hab ich mir gemerkt, daß die Hand, die damals mit den Zetteln zum Vorschein kam, eine kleine, weiße, ziemlich elegante war, gänzlich verschieden von der, die wir heute zu sehen bekamen, und die uns so

unhöflich unsre Zettel unbeschrieben zurückschob. Es ist möglich, entgegnete der Fürst gelangweilt, allein die kleine hübsche Hand gab uns unglückliche Prophezeihungen, diese wird uns vielleicht glückliche geben. Erinnern Sie Sich, daß Ihnen gesagt wurde, lieber Obrist, Sie sollten nicht auf die Coeur Neune setzen, Sie thaten es und verloren zweihundert Friedrichsd'or.

Aber ich werde doch wieder auf die Neune setzen; diesem kleinen Kobold im Nonnenschleier zum Trotze! rief der junge Mann lärmend, indem er aus der Zelle hervorstürmte und die Thüre heftig hinter sich zuwarf. Die drei Wanderer traten auf die Platte heraus, die dicht an der Felsenwand hinlenkt, und hier stehen bleibend, beim Rauschen des Wasserfalls überlegten sie, ob sie in der frischen sonnigen Nachmittagsstunde nicht einen Gang hinauf ins Gebirge unternehmen sollten. Wilhelm war für den Spaziergang, Emil und Alexei wandten sich jedoch zum Kurhause zurück, indem sie bemerkten, daß der grüne Tisch in dieser Stunde wenig besetzt sei und daß man deshalb ungestört von den lästigen Zuschauern, jetzt am bequemsten dort operiren könne. Wilhelm schritt die Höhe heran und nahm, oben angelangt,

auf einem Rasenabsatz Platz. Das ganze, volle, freundliche Thal lag vor ihm hingebreitet, und die jenseitigen Hügel und die ferne Bergkette ergänzten und umschlossen das hübsche Bild auf das Anmuthigste.

Als er kaum eine halbe Stunde hier verweilt, hörte er das Geräusch eines herankommenden Zuges, den Ruf der Eseltreiber, das Lachen der Damen. Er erhob sich und wollte Thalabwärts lenken, als er die Stimme der Gräfin vernahm, die ihm zurief und ihn begrüßte. Der kleine Zug theilte sich jetzt, eine Anzahl Damen und Herrn setzten ihre Wanderschaft bis zum untenliegenden Gasthofe fort, Iphigenie, ihre Mutter und noch ein paar Damen der nähern Bekanntschaft stiegen von den Eseln herab und entschlossen sich, von Wilhelm begleitet, zu Fuß den Rest des Weges zurückzulegen. Wilhelm beichtete, daß er den beabsichtigten Besuch im Kloster abgestattet, er verschwieg jedoch seine Frage und die darauf erfolgte Antwort, so neugierig die Damen auch waren, Beides zu wissen; er theilte ihnen nur mit, daß die Sybille und ihre Sprüche auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht.

Iphigenie hatte ihr Skizzenbuch mit und blieb nun stehen, um ein Heiligenbild in einer Nische unter einem Baume mit wenigen leichten Strichen einzutragen. Die Gräfin, um die Beschäftigung der Tochter nicht zu stören, veranlaßte die ältere Dame Platz auf einer Bank zu nehmen, die wenige Schritte entfernt von dem Steinbilde angebracht war. Die Frauen saßen hier unter ihren Sonnenschirmen plaudernd, während Wilhelm Iphigeniens Schirm über sie und das weiße Blatt, auf dem sie ihre Skizze entwarf, ausgespannt hielt. Plötzlich ließ Iphigenie den Stift fallen und rief: Was ist das? Flimmert es mir nur beim unausgesetzten Hinblicken auf die weiße Fläche hier vor den Augen, oder ist's wirklich, was ich sehe? Da sitzt ja eine graue Gestalt, unbeweglich, wie aus Stein gehauen, und als wenn sie zu meinem Heiligenbilde gehörte. Wilhelm hatte schon längst die Sitzende bemerkt; sie war in ein dunkles Gewand gehüllt und hielt das Haupt, das ein Schleier hüllte, zu Boden gesenkt. Die laute Frage Iphigeniens mochte die Träumende geweckt haben, sie wandte jetzt langsam das Haupt und richtete ernste, fast steinerne Züge den Beschauenden entgegen. Ah, Miß Harker! rief Iphigenie und setzte leise

hinzu: Wie kommt sie hierher, und was sitzt sie hier so einsam im Grase? Sie kann machen, daß man sich zu Tode erschreckt. Wilhelm mußte bei diesen in heftigem Unmuth ausgestoßenen Worten lächeln. Vor wenig Augenblicken hätten Sie mich ebenso hier sitzen sehen, entgegnete er. Ganz Baden hat gewiß mehrere Stunden in der Runde eine Menge solcher einsamer Feld- und Wiesen-Anachoreten aufzuweisen; es sind stille Naturanbeter, Derwische des Gedankens, die im lauten Gedränge des Thals mit sich und dem Reichthum ihrer innern Anschauungen nicht fertig zu werden wissen, und nun sich ins Gras oder unter die verwitterten Steinkreuze am Wege flüchten.

Die unangenehme Person hat mein Bild mir zuwider gemacht, sagte Iphigenie schmollend. Muß sie aber nun auch überall sein, wo ich mich hinflüchte. Und dabei ist sie seit einiger Zeit so freundlich gegen mich. Ich weiß mir das nicht zu erklären, denn ich thue wahrlich mein Möglichstes, um ihr zu mißfallen, und es ist mir dies auch früher immer gelungen.

Miß Rebecca schritt grüßend an dem Paare vorüber und gesellte sich zu den Frauen auf der Bank.

Sie sind ungerecht gegen sie, Iphigenie, hub Wilhelm wieder an. Es ist ein gutmüthiges Geschöpf.

Gutmüthig? wiederholte die junge Gräfin mit einem kleinen boshaften Gelächter. Sie ist vielmehr der Inbegriff alles Dessen, was man Tücke, hämischen Rückhalt, selbstische und eigennützige Berechnung nennen kann. Ich wünschte nichts so sehr, als daß es uns gelänge, aus ihren Händen meine arme junge Verwandte zu befreien.

Haben Sie diesen Plan gefaßt?

Schon seit lange. Sie übt den gehässigsten Einfluß auf das offne, unbewahrte Gemüth Luciens aus, und Alles, was meine Mutter und ich mit dem Kinde Gutes im Sinne haben, sehen wir stets durch diese widerwärtige Person, die sich in Alles mischt, vereitelt.

Wilhelm fühlte die Nothwendigkeit, hier sehr behutsam zu Werke zu gehen, wenn er beabsichtigte, etwas Genaueres über die Pläne der Gräfin und ihrer Verwandten in Hinsicht Luciens, und dann über die nähern Verhältnisse der Angehörigen des geliebten Kindes zu erfahren. Er ließ daher eine Pause verstreichen, während welcher Iphigenie

ruhig fortzeichnete, und dann sagte er, gleichsam wie hingeworfen, um das Gespräch im Gange zu erhalten: Es wäre nöthig, sich an Luciens Mutter selbst zu wenden.

Die ist gar nicht zugänglich, entgegnete Iphigenie rasch, weder für uns, noch für Andre. Sie ist eine wunderliche Person, die, der Himmel weiß weshalb, von der Welt sich streng geschieden hat und in irgend einem alten Schlosse oder Kloster im südlichen Frankreich lebt. Alles was wir über sie vermocht haben, ist, daß sie einwilligte, das reizende Kind aus den düstern Mauern, in denen sie Anfangs es ebenfalls einzusperren beabsichtigte, zu entlassen, um es dann nicht uns, wie wir hofften, sondern dieser Vogelscheuche anzuvertrauen, der sie unbegrenzte Vollmacht, über das Geschick ihres Kindes zu walten, übergeben hat. Wollten wir nicht alle verwandtschaftlichen Bande gewaltsam und für immer zerreißen, so mußten wir den lästigen Mentor sammt seinem Zöglinge um uns dulden.

Iphigenie schloß ihr Buch und hing sich an den Arm ihres Begleiters. Sie sagte, indem sie einen Blick auf die ebenverlassene Stelle zurückwarf: Ich bin überzeugt, sie hat uns belauscht,

obgleich ich nicht begreife, was sie eigentlich zu hören gehofft hat. Seit einiger Zeit aber ertheilt sie mir gute Rathschläge. Sie verdächtigt Personen meiner Umgebung und preist mir wieder Andere mit großen Lobeserhebungen. So hat sie den Herrn von Ouliboutscheff auf das schwarze Register gebracht und will mir einbilden, daß er ein sehr verworfenes Subjekt sei, von dem ich keine Annäherung dulden solle. Grade deshalb wird mir Herr Ouliboutscheff jetzt lieb, und ich könnte Sie, Herr von Ortwell, hassen, lediglich weil mir Miß Harker seit einiger Zeit Sie überschwänglich preist.

Ah, sagte Wilhelm lächelnd, sie wird sich sicherlich in Beiden irren.

Bei allem Dem, entgegnete die schöne Gestalt, weiß ich, was ich von meinen Bekannten zu halten habe.

Nun wohl, so werden Sie Herrn von Ouliboutscheff nicht für so böse und mich nicht für so gut halten.

So ist's auch in der That, lachte Iphigenie. Aber die Güte und Ehrlichkeit in Gesinnung und Wort, die ich Ihnen zutraue, sind doch immer noch bedeutend genug, um Sie mit einer Bitte zu

behelligen. Lucie wendet seit einiger Zeit Ihnen vorzugsweise Ihr Vertrauen zu, wirken Sie auf das Kind und bringen Sie sie von Miß Harker ab, etwas mehr auf unsre Seite. Meine Mutter und ich sind ihre wahren Freundinnen, fast ihre einzige Stütze; die arme Mißgeleitete scheint dies nicht recht einzusehen. Das Vertrauen kann man freilich nicht erzwingen, allein wir möchten nun einmal wissen, warum wir das ihrige nicht besitzen, welche Verleumdungen man ihr von uns beigebracht hat.

O sicherlich keine! rief Wilhelm. Sie ist nur scheu und zurückhaltend, wie alle Mädchen ihres Alters.

Sie ist durchaus nicht scheu und zurückhaltend, entgegnete Iphigenie mit einem etwas heftigen Tone. Sie ist verwöhnt und hat immerdar ihre Umgebung beherrscht. Zum Glück hat ihr die Natur ein offenes, gutes Herz gegeben, so daß ihre Anmaßung nie mißfällig wird; allein von Scheu oder gar Demuth ist keine Spur. Daher geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mit ihr sprechen wollen. Die Gelegenheit bietet sich jetzt ungesucht, denn sie kann keine unsrer Parthien

mitmachen, weil sie sich den Fuß verstaucht hat und auf dem Sopha liegen muß.

Wilhelm wußte um diesen Umstand; er hatte nur bis jetzt gezögert mit seinem Besuche, weil er fürchtete, den Schein der Zudringlichkeit auf sich zu laden; allein jetzt, von Iphigenie und ihrer Mutter selbst zu der Erkrankten geführt, benutzte er freudig die gebotene Gelegenheit Lucien ein paar ihrer einsamen Stunden durch Gespräch und Lesen zu verscheuchen. Miß Harker wurde von Iphigenien fern gehalten, so lange sich dies nur irgend thun ließ. Lucie nahm die Gegenwart des ihr so theuren Mannes mit unverkennbarer Freude auf. Sie sann darauf mit kindlich zärtlichem Sinne, wie sie ihn, als er neben ihrem Sopha saß, auf dem sie wie eine zarte Sylphe in weißen Florgewändern lag, jede nur mögliche Bequemlichkeit bereiten sollte. Sie wußte, daß er weiße Vorhänge an den Fenstern nicht leiden mochte, sie hatte daher grüne Seidenvorhänge besorgt, die die zwei Fenster des kleinen Salons deckten. Dann standen auf einem Tischchen immer Wilhelms Lieblingsblumen, frisch gepflückt, und ein Teller mit Walderdbeeren, eine Lieblingsspeise, stand neben dem Silberkorb, der die schönsten Früchte der

Kunstgärten enthielt. Hier in der Stille dieses grünen dämmernden schönen Gemachs, zur Seite eines Engels, dessen seelenvolle Blicke auf ihm mit dem reinen Ausdruck der Ehrfurcht und Liebe hafteten, verlebte Wilhelm nun sehr glückliche, beneidenswerthe Stunden. Es war die Einsamkeit des Paradieses, die nur der Gegenstand unsrer Liebe mit uns theilt.

Hier in diesen glücklichen Zusammenkünften wich auch jeder Schatten von Fremdheit oder Mißtrauen aus Beider Herzen. Eines Tages fand Wilhelm das junge Mädchen mit einem Briefe in der Hand und in Thränen aufgelöst. Er hatte nicht nöthig nach dem Grund dieser betrübenden Erscheinung zu fragen, sie kam ihm mit ihrem Vertrauen zuvor. Mein innig geliebter Freund, rief sie, welch ein Kummer ist plötzlich über mein Herz gekommen! Wie ist der Schmerz thätig, um an jeder Fiber zu reißen. Ich weine und weine unaufhörlich, und doch will es mir nicht gelingen, auch nur einen kleinen Theil der Last, die mich bedrückt, hinwegzuwälzen. Lesen Sie — oder nein; ich darf Ihnen den Brief nicht in die Hand geben, denn es handelt sich nicht blos um meine Geheimnisse; es ist der Name von Personen ge-

nannt, die vielleicht sehr hoch in Ihrer Achtung stehen, und wo es mir wenig ziemte, den ersten Angriff auf diese Geachteten zu schleudern. Ich will Ihnen den Inhalt des Briefes im Wesentlichen mittheilen.

Wilhelm erfuhr jetzt, daß die Mutter Luciens ihr rieth, gegen Miß Harker auf der Hut zu sein, und daß sie ihr mit großem Nachdruck anempfahl, sich den Wünschen und den guten Rathschlägen der Gräfin zu fügen. Angehängt dem Hauptinhalt des Briefes war noch ein Lob des jungen Fürsten und Winke waren gegeben, daß Lucie dessen Annäherung nicht zurückweisen möge, doch wolle die Mutter ihrem Herzen keinen Zwang anthun.

Was soll ich nun beginnen! klagte die Tochter — zum ersten Male enthält der Brief ein ganz festes Verbot, von seinem Inhalt Rebecca irgend etwas wissen zu lassen. Mein Gott, wo kommt denn dieser grausame Befehl so plötzlich her? Wie unnatürlich erscheint er einem so warmen und billig fühlenden Herzen wie das meiner geliebten Mutter. Ich soll vor Rebecca Geheimnisse haben! Was ich während funfzehn Jahren nicht zu Stande habe bringen können, ich soll es

jetzt leisten. Ich soll gegen sie, die ich nächst meiner Mutter am innigsten liebe, verschlossen und stumm sein. Wie werde ich das möglich machen. Ich fürchte, es wird mir nie und nimmer gelingen. Schon den Empfang dieses Briefes soll ich ihr verschweigen — gleich heute fängt diese lästige und meine vertrauensvolle Seele empörende Sklaverei an. Es ist ein Glück, daß sie in diesem Augenblick nicht ins Zimmer tritt, sie würde an meinen Thränen, an meinen kummervollen Mienen Alles errathen, es wären Worte gar nicht einmal nöthig. Welch ein Befehl! O Herr von Ortwell, haben Sie jemals eine so traurige Lage schon beobachtet, wie die ist, in der ich mich hier befinde.

Wilhelm tröstete, allein sie hörte auf seine Worte wenig. Immer den unglücklichen Brief vor Augen, schien sie all ihr Denken und Sinnen nur auf den einen Punkt gerichtet zu haben, wie sie dem Befehl, der ihr Herz zerschnitt, nachkommen wolle. Ich muß gehorchen, rief sie — ich muß. Rebecca darf nichts von diesen Zeilen erfahren; es würde sie ohnedies unbeschreiblich unglücklich machen. Bis jetzt wußte sie, daß sie die einzige war, die zwischen mir und meiner Mutter

vermittelte — jetzt soll sie es nicht mehr sein, sondern eine fremde.

Ist die Gräfin Ihnen denn so fremd? fragte Wilhelm mit zartem Vorwurf.

Lucie senkte das Haupt und sagte mit Erröthen: Ich thue ihr vielleicht Unrecht, sie meint es gut, recht gut mit mir — vielleicht! Aber läßt sich Liebe, läßt sich Vertrauen erzwingen? Sie ist mir fremd, und — wird es ewig bleiben. Es giebt keine Brücke, die von meinem Herzen zu dem ihrigen hinüberleitete.

Und Iphigenie?

Lucie antwortete nicht: sie versank wieder über den Brief in ein schmerzliches Nachsinnen. Wenn ich nur wüßte, womit Rebecca es bei meiner Mutter verdorben hat, rief sie und legte die kleine weiße Hand an die Stirn, als würde die Pein des fruchtlosen Nachsinnens ihr bereits unerträglich. Ich kann nichts finden — sie waren immer wie zwei Schwestern, und als sie sich trennten, hörte ich meine Mutter die Worte sprechen: Du gehst Rebecca und nimmst mein Liebstes auf dieser Welt mit, aber ich bin vollkommen ruhig. Wie du für sie handelst, ist's so gut, als wenn ich selbst es gethan hätte. Es giebt keinen Fall,

wo ich mit irgend einer deiner Anordnungen unzufrieden sein könnte. Und nun! Nicht allein, daß sie, wie es scheint, schon lange mit Rebecca's Betragen in Rücksicht meiner unzufrieden gewesen zu sein scheint, sie bricht vollkommen mit ihr, indem sie mir befiehlt, mein Vertrauen ganz wo anders hinzubringen, als zu dem Herzen dieser gütigen, lieben, mütterlichen Freundin.

Also Sie hängen so sehr an Miß Harker? fragte Wilhelm.

Wie sollt' ich nicht, rief Lucie, und ihre Thränen flossen, sie ist ein Engel. Ich kenne nur meine Mutter, Miß Rebecca und — Sie, nur diese drei Personen, zu denen ich ein Gefühl empfinde, das an Anbetung grenzt. Mein ganzes Wesen ist Liebe, Demuth und Ehrfurcht, wenn ich diese drei Namen nenne.

Lucie! Lucie! rief Wilhelm, wie glücklich machen Sie mich! Sein Gefühl übermannte ihn; er konnte kein Wort weiter hervorbringen. Sein Haupt an die Sophalehne gestützt, dicht an dem edlen, jungfräulichen Herzen, das hörbar seine raschen Pulse schlug, fühlte er eine unnennbare Seligkeit sein ganzes Wesen durchströmen. Der Gedanke: dein Himmel ist noch nicht verscherzt,

er wölbt sich neu über dir! machte, daß er — innig und unaufhaltsam — wie ein Kind weinte. Lucie schlang ihren Arm um sein Haupt, und zog es mit unendlich innigem Gefühlsausdruck leise an sich. O! rief sie, und ihre Stimme bebte — wollen wir drei guten Menschen zusammenhalten! Wollen wir eng verbunden der Welt trotzen und den Schicksalsstreich keck herausfordern, der es versuchen wollte, eine solche Verschwisterung zu lösen. Wilhelm vermochte nur durch einen stummen Händedruck zu antworten.

Eine heilige Stille waltete im Zimmer. Die Blumen dufteten, die Sonnenstrahlen spielten an dem Grün der Fenstervorhänge hin.

Wenn irgend Seligkeit ist, so ist sie hier! dachte Wilhelm und preßte seine Hand auf sein Herz. Er erhob sich langsam und sein erster Blick traf auf den Strahl aus dem tiefdunkeln innig klarem Auge des himmlischen Mädchens. Er fühlte die Nothwendigkeit, ihr einige ernste Worte über den frühern Gegenstand ihres Gespräches zu sagen. Er rieth ihr für's Erste zwar der Freundin von dem Empfang des Briefes nichts zu sagen, dann aber nach und nach ihr die veränderte Stimmung der Mutter ahnen zu lassen. Rebecca würde dann

selbst Alles in ihren Kräften Stehende thun, um der Mutter Erklärungen, und wo es nöthig wäre, Entschuldigungen entgegen zu tragen.

So sei es, sagte Lucie entschlossen. Ich werde warten, mich gedulden — werde schweigen. Man sah ihr an, wie schwer es ihr wurde, diesen Vorsatz kund zu geben.

V.

Wir haben schon bemerkt, daß Wilhelm gleich von Anfang seines Aufenthalts in Baden ziemlich zahlreich Briefe von Franziska aus Paris erhalten, er empfing noch ein paar, als er aber immer noch mit der Antwort zögerte, hörten die Mittheilungen gänzlich auf, jedoch ohne daß auch nur das mindeste Zeichen von Empfindlichkeit oder gar Verdruß von Seiten der jungen Schauspielerin sichtbar geworden wäre. Gleichwohl machte sich Wilhelm doch lebhafte Vorwürfe. Was sollte er jedoch Franziska schreiben? Etwas Gleichgültiges vermochte er ihr nicht zu schreiben, und ihr gerade das mittheilen, was jetzt seine ganze Seele, wie mit Sonnenfeuer erfüllte, ihm ein unendlich erhöhtes Leben gab, wie mochte er es über sein

Herz bringen die Freundin, die für ihn fühlte und sich mit seinem Bilde auf eine fast leidenschaftliche Weise beschäftigte, mit solchen Geständnissen zu peinigen. Denn so großmüthig Franziska fühlte, so innig sie des Freundes Glück ihrem eignen vorangestellt zu sehen wünschte, gewisse Grenzen sind auch dem zartesten, uneigennützigsten Sinn gezogen, und Wilhelm fühlte, daß über Lucie zu schreiben, so wie er müßte, diese Grenzen überschreiten hieße. So schrieb er denn nicht, und ließ lieber die Entfernte über sein Wohl oder Wehe in Zweifel, als daß er ihr eine schmerzliche Gewißheit gab. Jetzt ging jedoch der Badeaufenthalt zu Ende; die Gräfin gedachte bald nach Paris heimzukehren, Wilhelm folgte ihr, und welches Zusammentreffen stand ihm dann mit der Beleidigten bevor. Er war daher eben mit der Abfassung eines Briefes, der ihm nicht leicht wurde, beschäftigt, als er ganz unvermuthet Paul in sein Zimmer treten sah. Die Begrüßung war von beiden Seiten lebhaft, bei Paul sogar herzlich. Er händigte Wilhelm ein kleines Päckchen ein und einen Brief. Franziska schrieb, daß sie Paris verlassen wolle, daß sie nicht wisse, wenn und wo sie Wilhelm wiedersehen werde, und daß sie darum

ihm einige Schriften und ein Paar Sachen von Werth, die sie noch von ihm in Verwahrung gehabt, zusende, mit der Bitte, sie wieder an sich zu nehmen. Das Schreiben enthielt nur wenige Zeilen, angeschlossen war die Bitte, die Briefstellerin auch in der Fremde und unter veränderten Verhältnissen nicht zu vergessen. Wilhelm war bestürzt; er wußte sich bei den kummervollen Gefühlen, die ihn plötzlich bestürmten, nirgends hinzuretten, am wenigsten zu seinem Bewußtsein, denn dieses sagte ihm, daß er gegen das liebe Mädchen unrecht, ja sogar frevelhaft gehandelt. Denn ein Frevel gegen die Freundschaft war sein langes und hartnäckiges Schweigen. Er fragte Paul über seine Gebieterin aus, und dieser offene, treuherzige und ehrliche Junge verrieth zwar in Worten wenig, aber wohl durch seine sehr beredten Mienen, daß seine junge Herrin in einem beunruhigenden Züstande sich befinde, daß sie im Laufe des Sommers öfters recht bedenklich krank gewesen, und auch jetzt — eben erst von dem Arzte entlassen — schwach und leidend zur Abreise sich rüste. Wir wollen wieder zurück nach Brüssel, setzte Paul hinzu; dort lebten wir so still und ruhig. Meine beiden guten Herrschaften waren in

dem besten Vernehmen mit einander, und so soll es wieder werden. Ich hab es immer gesagt, es ist nicht gut, wenn Schwester und Bruder, die so sehr zu einander gehören, wie vielleicht auf der weiten Welt kein anderer Bruder zu seiner Schwester gehört, wenn die sich trennen. Was mich betrifft, ich will ja gerne wieder Beiden zusammen dienen, obgleich es nicht das ruhigste Brod ist, was ich auf diese Weise esse, das weiß der Himmel; aber nicht murren will ich, wenn ich nur Fräulein Franziska wieder in ihrer brillanten Laune sehe und Herrn Alfred wieder mit mir poltern höre.

Du hast Recht, Paul! du hast vollkommen Recht so zu denken — entgegnete Wilhelm. Aber ich muß deine Gebieterin durchaus noch in Paris finden. Geh nun zurück, und sage ihr das. In Zeit von vierzehn Tagen bin ich sicherlich da, und mein erster Gang soll dann zu ihr sein.

Ich will diesen Auftrag ausrichten, sagte Paul trübselig, allein versprechen kann ich nicht, daß sie bleibt.

Als er fort war, kam eine Botschaft von der Gräfin, die Wilhelm sofort zu ihr beschied. Als er erschien, fand er die stolze, lebhafte Frau in

nicht geringer Aufregung. Sie bat ihn Platz zu nehmen, gab den Befehl im Vorzimmer, Niemand vorzulassen, und hub dann, als Wilhelm sie ruhig aber forschend ansah, mit einem etwas schwankenden Tone an, der von einer kurz vorhergegangenen leidenschaftlichen Scene noch zu vibriren schien: Ich bin hier von lauter Kindern und Unmündigen umgeben! ich muß mir Rath bei den Verständigen und Unaufgeregten holen. Geben Sie mir einen Rath, was soll ich thun. So eben ist diese Miß Harker, die Gouvernante der jungen Prinzeß von mir gegangen, und ich habe ihre Vorwürfe und Klagen anhören müssen. Sie tritt plötzlich feindselig mir gegenüber, während ich bis jetzt gläubig überzeugt war, daß sie mit mir in vollem Einverständniß handelte. Ich weiß nicht, welcherlei Art Mittheilungen ihr Lucie gemacht hat, genug die Harker glaubt sich und die Anverwandte in meinem Hause verrathen, sie wähnt, daß man hier beabsichtigte, sie von ihrem Pflegling zu trennen, indem man das Band des Vertrauens, das zwischen sie und dem Kinde bestehe, lockere. Sie will nun fort und mir Lucien entführen, gerade in dem Momente, wo endlich der junge Fürst die Einstimmung seines Vaters erhal-

ten und seine schon lang beabsichtigte Erklärung gethan hat. Der Eigensinn dieser böswilligen Dame trennt nun rücksichtslos die Liebenden und bringt unendliches Weh über die jungen Herzen, und zugleich eine Verlegenheit und Beschämung für mich, denn vor der Welt galt ich doch als Beschützerin dieses Bündnisses, denn wie hätte es denn sonst entstehen können. Rathen Sie mir, was hier zu thun. Bereits habe ich erklärt, daß ich ohne ausdrücklichen Befehl der Mutter Lucie nicht würde abreisen lassen.

Wann kann dieser Ausspruch kommen? fragte Wilhelm, der die Lage der Dinge, wie sie sich jetzt gestalteten, einzusehen begann.

In Zeit von einer Woche ungefähr, entgegnete die Gräfin. Miß Harker ist jedoch im Stande, sie mir in Nacht und Nebel zu entführen; das wäre ein Stückchen ganz ihrer würdig. Ich muß mein Haus bewachen lassen. Doch dies ist noch nicht genug.

Und was droht noch! fragte Wilhelm bestürzt.

Der junge Obrist ist von einer unbeschreiblichen Leichtfertigkeit — sagte die Gräfin seufzend: er ist der Spielwuth ergeben, wie ich noch nie ein Opfer von dieser gefährlichen Leidenschaft erfaßt

sah. Schon ein paar Mal hab ich, da sein Oheim sich von ihm losgesagt hat, und weggereist ist, für ihn durch die Fürbitte Iphigeniens eine nicht unbeträchtliche Summe hingegeben. Er hat das Seinige bereits verthan und arbeitet nun auf den Ruin der Leichtgläubigen hin, die ihm ihr Mitgefühl und ihre Theilnahme schenken. Um meine arme Tochter nicht unglücklich zu machen, mußte ich schon dem widrigen Geschick mich fügen. Jetzt aber steht eine Schuld zu bezahlen, die, wenn ich sie auch tilgen könnte, ich doch nicht übernehmen will und werde, lediglich, um mich dem jungen Wüstling gegenüber einmal fest zu zeigen und ihn zum Nachdenken über seine Zukunft und die meines Kindes zu bringen. Ich empfange eben ein Billet von ihm an Iphigenien, in welchem er ihr droht, sich das Leben zu nehmen, wenn sie ihm nicht beispringe.

Ach! rief Wilhelm — welche Thorheit! Welche Verwirrung!

Unerträglich! setzte die Gräfin hinzu, mit nervösem Zucken heftig auftretend — unerträglich! Und da bin ich nun allein, verlassen, ohne Hülfe, dem Spiel dieser Thoren hingegeben. Aber ich bin entschlossen, keines Haares Breite von meinem

Entschluß zu weichen. Ich will nicht — und werde nicht nachgeben, weder auf der einen Seite noch auf der andern.

Alsdann wird mein Rath unnütz — sagte Wilhelm.

Nicht doch, entgegnete sie lebhaft, wenn dieser Rath mit dem meinigen zusammenfällt, so werden Sie mir Ihre Unterstützung bei meinen Plänen nicht versagen. Fürs Erste sprechen Sie mit diesem Kinde, mit Lucien, und dann sprechen Sie mit dem Obristen. O, ich weiß, daß ich sehr wenig discret handle, indem ich Ihnen mit so vielen und umständlichen Bitten, die fast wie Aufträge lauten, beschwerlich falle; allein das darf mich jetzt nicht kümmern. Sie sind der einzige Mann in meiner Umgebung, die andern sind Kinder, und ein Mann wird nie anstehen, einer Frau, die sich in Verlegenheit befindet, behülflich zu sein.

Wilhelm verbeugte sich stillschweigend. Auf diese entschiedene Rede der herrschsüchtigen Frau war auch in der That wenig, oder nichts zu erwidern. Zudem beklemmte Luciens Schicksal und ihre nächste Zukunft peinlich seine Brust. Als er von der Gräfin kam, wartete bereits ein Bote in

seinem Hause, der ihm ein Billet Luciens brachte. Er öffnete es rasch und fand darin diese Zeilen: Mein theurer — ewigtheurer Freund! so haben Sie mir erlaubt, Sie zu nennen: ein Sturm bricht über uns Alle los — ja, über uns Alle, auch über Sie. Ich habe nicht vermocht, mein frevelhaftes Schweigen zu halten, ich habe Alles — Alles bekannt, und einen Versuch gemacht, Rebecca, die sicherlich unschuldig angeklagt ist, mit der besten der Mütter wieder zu versöhnen. Bevor ich jedoch diesen Versuch anstellte, mußte ich ja wohl die arme Rebecca vollständig in Kenntniß setzen, von dem Empfang des Briefes und dann auch von der Unterredung, die ich hierüber mit Ihnen gepflogen. Seitdem dies geschehen, bin ich ruhig; meine Brust athmet wieder leicht, ich darf mich vor ihr nicht scheu verbergen, die mein ganzes Herz besitzt. Gestern früh war die Stunde, wo ich meine Bekenntnisse ablegte und heute, wie ich höre, bietet schon die Gräfin Alles, was in ihren Kräften steht, auf, den Entschluß Rebecca's mit mir abzureisen, zu hintertreiben. Wenn Sie uns — das heißt Rebecca und mir — Ihre Theilnahme in dieser wirren und stürmischen Zeit nicht versagen wollen, so treffen Sie uns

Morgen früh — eine Stunde früher — wie gewöhnlich oben auf der Bank bei der Ruine.

Ihre Lucie.

Die sich drängenden Begebenheiten dieses Tages hatten Wilhelm erschöpft, und er befand sich am Abend in einer fieberhaften Aufregung. Die Nacht verging schlaflos. Er sah sich in einen Strudel wilder, widersprechender Gefühle und Entschlüsse hineingerissen. Die drohenden Verwicklungen, in die die Fäden des Geschicks fast sämmtlich seiner Befreundeten auszugehen den Anschein nahmen, die Einwirkung und die rathende Theilnahme, zu der er auf beiden Seiten hin dringend aufgefordert wurde, trübten seinen sonst so klaren Geist und füllten sein Herz mit einer peinlichen Unruhe. Es mußte hierzu noch Franziska's Bild hinzutreten, das arme leidende, durch ihn verwundete und gekränkte Mädchen, das sich nicht beklagte, aber dessen stilles Leid eben gerade, weil es sich scheu und zagend verbarg, um so schmerzlicher die schuldige Brust traf, in der früher das liebe Bild mit allem Reiz innigen Zusammenhaltens, freundschaftlicher Gewährung, gewohnt. Aber Wilhelms Geist, in dieser Verwirrung sich gewaltsam Bahn brechend, erkannte, daß nur ein Gegenstand hier

der gebietende, der alles Andre zurückdrängende sei, und dieser Gegenstand war Luciens Wohl und Zukunft. Wilhelm empfand, daß er ihr — und nur ihr allein — ganz angehöre, daß der geringste Zweifel, wohin er sich in diesem Moment entschieden hinwenden müsse, ein Verrath an seiner eignen Zukunft sei. Ohne Lucien war es ihm nicht möglich sich seine Tage noch verlängert zu denken; aus seinem Dasein diese schöne glänzende Erscheinung hinweggenommen, und es versank in Nacht und Nebel.

Der Morgen dämmerte eben erst, als er sich schon im Freien befand, und die waldige Höhe unter dem frisch angehauchten, mattgerötheten Zweigen der herrlichen Buchen, hinaneilte. Der Friede und die Stille in der Natur waren entzückend. Der Wald bewahrte noch sein nächtliches Schweigen, doch in der Tiefe dieser düstern Laubhallen, in dem Dunkel dieser Gänge, die sich dem Blicke nur schwach erkennbar in die Wildniß hineinzogen, begann bereits ein schwaches Zeichen nach dem andern des erwachenden Lebens. Die Stämme der Bäume umspann ein leichter Nebel, der immer klarer und dünner wurde, und zuletzt hinabglitt und einer gelbrothen Färbung Platz

machte, welche den finstern Stamm erblühen machte und ihn aus dem Gefolge seiner noch dunkeln Brüder auszeichnete. Allein der rothe Schein kroch am Boden hin weiter und weiter; wie eine schöne, farbige Schlange umwand er zuletzt jeden Stamm, jedes Bäumchen am Boden, und zugleich flog ein grünes Feuer über die Gebüsche hin und machte jedes Blättchen auf das Lieblichste durchscheinend. Der Thau funkelte im Grase, und einzelne blitzende Tropfen hingen schwer an den langen, biegsamen Federn des Farrenkrauts und bargen sich in den blauen Wölbungen der Glockenblume, aus der sie, bei höhersteigender Sonne, wie Perlen hervorrollten.

Wilhelm sog und athmete diese reiche Fülle ein. Er breitete die Arme aus und es war ihm, während er die Höhe hinanflog, als käme er immer näher dem Strome alles Lebens, aus dem jede Creatur den Reichthum ihres Daseins zieht. Wieder waren ihm die ersten Tage seiner in Liebe und Sehnsucht blühenden Jugend gegenwärtig. So hatte es auch in seinem Busen gestürmt, so war er trunken und selig durch die Fluren geeilt, die den See umgeben, an dessen einem Ufer die Hütte seiner Eltern, am andern das Haus der

Geliebten sich erhob. Es durchschauerte ihn ein Entzücken, als er gewahr wurde, wie so wenig die Jahre ihm zu rauben vermocht, wie sie ihm sein Köstlichstes, den Schatz der Liebe in seiner Brust, hatten lassen müssen. Aber an diesem Zauber war einzig das liebe Kind Schuld, dessen Anblick ihm eben in dieser Stunde winkte. Wäre sie nicht, wie hätte er dem Geschick entgehen mögen, das ihn, vor allen Andern dazu bestimmte, früh alt zu werden. Aber sie war seine Jugend, sein Glück — sein Leben.

Er hielt seinen geflügelten Schritt etwas ein, um sich den köstlichen Anblick zu verschaffen, das weiße Gewand Luciens durch die Baumstämme schimmern zu sehen — Anfangs nur ganz undeutlich, fast wie eine Waldblume in zitternden, ungewissen Umrissen, immer wieder von den zusammentretenden Baumstämmen zugedeckt, dann aber immer deutlicher, und endlich — wenn er hinter dieser Gesträuchgruppe hervortrat, mußte auch ihr Haupt sichtbar werden, ihr in liebliche Träumerei gesenktes Haupt, wie es leise auf die Hand gestützt dem Boden sich zuneigte. Aber dieses Bild, das er so oft gesehen — er erblickte es heute nicht. Mit klopfendem Herzen kam er immer

näher und näher und fand endlich die Bank — leer. Er war starr vor Erschrecken, bis ein Blick auf die Uhr ihn überzeugte, daß er viel zu früh gekommen. Unmuthig setzte er sich auf die Bank nieder. Der Anblick der Ruine brachte ihn auf jenen geheimnißvollen Verkehr, den er hier mit der Unbekannten gepflogen. Von Neuem erschöpfte er sich in Vermuthungen, wer dieses pilgernde Räthsel gewesen; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß die Nonne in Lichtenthal mit diesem grauen Ruinengespenst ihm eine und dieselbe Person zu sein scheine. Beide hatten so ziemlich dieselben Andeutungen und Sprüche laut werden lassen; Beide hatten auf sein Verhältniß zu Lucien und Iphigenien angespielt auf eine Weise, daß er glauben mußte, die Quelle dieser Offenbarungen sei bei der Einen dieselbe wie bei der Andern. Nur war ihm noch völlig dunkel, wo hinaus mit ihm die Unbekannte wolle, und ob sie ihn nicht absichtlich mystificire.

Er wartete eine halbe Stunde, es blieb Alles einsam um ihn her; schon begann er unruhig zu werden, und als nach Verlauf noch einer halben Stunde der angegebene Zeitpunkt bereits verstrichen war, den Lucie als Beginn der Zusam-

menkunft angegeben, konnte er das peinliche Warten nicht länger ertragen, und erhob sich mit einem Sturm und einem leidenschaftlichen Drängen in der Brust. Sie kam nicht. Er spähte hundertmal den Waldweg hinab, von wo sie erscheinen mußte — sie kam nicht. Es blieb einsam, nur der Wind, der sich nach und nach erhoben hatte und immer stärker anwuchs, rauschte in den Blätterkronen der Gipfel. Das Spiel der Baumschatten auf dem Boden, dicht vor Wilhelms Füßen, wurde immer lebendiger, und die wandelnden Punkte flogen wie die Zeichen einer eiligen Schrift wirr hintereinander her, überstürzten sich, und wimmelten in und durch einander. Wilhelm hielt den Blick starr dahin gerichtet, plötzlich bückte er sich nieder und nahm eine kleine blaßrothe Schleife auf, die Lucie hier verloren haben mußte, denn er hatte sie noch gestern in einem Anzuge gesehen, zu welchem dieses Band paßte. Er drückte die kleine Schleife an die Lippen; sie war ihm in diesem Augenblick des Zagens und Verzagens lieber als die schönste, seltenste Blume, als die lieblichste Frucht. Es schien ihm jetzt, daß er nicht so ganz verlassen sei; als müsse das Band seine Besitzerin nothwendig herbeiziehen, als lausche sie

bereits, das Engelsköpfchen lächelnd zu ihm hingewendet, hinter dem nächsten Baumstamme. Er schaute auf — sie war nicht da. Immer dieselbe Einsamkeit um ihn her — immer dasselbe Waldesrauschen und entfernte Singen der Vögel! Die liebliche Stille — noch vor wenig Stunden sein Labsal — wurde jetzt sein Schrecken; er vermochte sie nicht länger zu ertragen und eilte, fast händeringend, den Pfad hinab, den er gekommen war. Bei jedem hellen Sonnenfleck auf einem weißlichen Stamm glaubte er die Gestalt der Geliebten zu erkennen, die ihm entgegenschritt, er wähnte sogar ihren Ruf zu hören, die süß klingende Stimme, die jugendlich lieblich, halb Lachen, halb Singen, ein Gemenge von tausend entzückenden Erinnerungen an sein Ohr trug — er glaubte, er wähnte — aber er betrog sich immer. Sie kam nicht. Erst als es sich bereits dem Mittag näherte, verließ der arme Getäuschte die Bank und die Anhöhe und fand sich wieder in der Stadt ein. Sein erster Gang, als er bei sich zu Hause keine Botschaft vorgefunden, war zu der Gräfin. Diese kam ihm entgegen und sagte mit einer Miene von Kälte und Stolz: Was ich vorausgesagt, ist geschehen: man hat meiner Freund-

schaft, mein Vertrauen auf das Unwürdigste vergolten; ich bin verrathen, verlassen, wie man von einer Abenteurerin verlassen wird, der man Gutes erwies und deren geheuchelter Dank uns täuschte.

Um Gotteswillen, rief Wilhelm, was ist geschehen?

Miß Harker ist fort mit Lucien. In der Nacht, heimlich, ohne Abschied, nur mit Hinterlassung dieses Billets, das mir lakonisch meldet, daß wir uns in diesem Leben wohl schwerlich wiedersehen dürften. O in jenem auch nicht, wenn es auf mich ankommt, setzte die Gräfin hinzu mit einem kleinen frostigen, helltönenden Gelächter.

Wir müssen den Flüchtigen nach — rief Wilhelm, der in diesem Augenblick nicht wußte, wozu er rathen sollte, wir müssen ihnen nach und sie hierher zurückführen.

Der Fürst hat bereits diesen Auftrag von mir erhalten, entgegnete die Gräfin.

Möchte es ihm gelingen —

Ich bin fest entschlossen, fuhr die Gräfin fort, nicht zu wanken und nicht zu weichen. Emil soll und muß Luciens Gemahl werden. Und

wenn ich hierauf bestehe, geschieht es neben den Gründen, die ich sonst noch habe, auch aus dem Grunde, dieser empörenden Perfidie, welche man gegen mich und meine Pläne anzuwenden beliebt hat, nicht den Sieg zu lassen.

Sie trat an ihren Schreibtisch, Wilhelm blieb am Fenster stehen, in diesem Augenblick hörte man verwirrte Stimmen im Vorsaal. Der Diener der Gräfin und die Kammerfrau schienen heftig mit Jemanden im Wortkampf, der sich den Eingang erzwingen wollte. Aufgeregt und mit fragendem Blick verließ die Gräfin den Tisch, und eilte ein paar Schritte der Thüre entgegen; dann blieb sie jedoch in der Mitte des Zimmers stehen, und sah Wilhelm zweifelhaft und forschend an. Das Stimmengewirre wurde unterdeß immer lauter, man konnte Leute bemerken, die sich vor dem Hause sammelten.

Was giebt's? stieß die Gräfin endlich zornig hervor. Was soll das?

Die Thüre wurde geöffnet und rasch wieder zugestoßen, und die Stimme des Kammerdieners wurde laut, die die Worte rief: der gnädigen Frau dürfen wir dergleichen nicht sehen lassen, sie

könnte sich zu Tode schrecken! Aber er muß herein! rief die Stimme des Fremden. Wir können ihn nicht weiter tragen und er stirbt uns unter den Händen.

Um Gottes Barmherzigkeit willen! Was ist das! rief die Gräfin jetzt leise und zitternd.

Indem erscholl Iphigeniens Stimme mit einem lauten Angstruf. Die Thüre ward aufgestoßen, und im fliegenden, blutbefleckten Gewande stürzte die Tochter herein und zu den Füßen der Mutter hin. Jetzt brachten die Männer einen verhüllten menschlichen Körper getragen und legten ihn auf den Teppich des Bodens. Entsetzt wich die Gräfin einige Schritte zurück.

Erschrecken Sie nicht zu sehr, Mutter! rief Iphigenie leise. Er lebt — er ist nicht todt. Ein Versuch des Selbstmords! Schicken Sie die Leute fort, machen Sie, daß das Zimmer leer wird. Ich habe bereits nach dem Arzte geschickt.

Sie erhob sich, küßte der Mutter die Hand, warf ihr in das starre Auge einen dringenden hülfeflehenden Blick und beschäftigte sich dann mit dem Verwundeten, den sie auf eines der Sopha's hinauf heben ließ. Wilhelm und die Gräfin tra-

ten heran und erblickten das bleiche, schöne Gesicht Alexei's durch eine blutende Streifwunde, die ihre Purpurtropfen unter den glänzenden nachtschwarzen Stirnlocken vorquellen ließ, entstellt. Iphigenie schlang ihre Arme um den Leib des Ohnmächtigen, und ihre blassen zitternden Lippen der Stirn des Jünglings nähernd, hauchte sie einen Kuß auf die kalte Wölbung und rief: Ja, ich liebe dich — jetzt — jetzt fühle ich's. Ich liebe dich, ich werde dich ewig lieben! —

Thörin! rief die Gräfin schaudernd und die Tochter hinwegziehend — ist dies der Moment zu einem Geständniß.

Ja Mutter! rief sie, wild umblickend, dies ist der Moment. Lange hab ich mein Herz verschleiert und seine Sprache zurückgedrängt, lange hab ich ein unwürdig Spiel mit meinem besten und innersten Leben getrieben — Ihrem Stolz, Ihrer Weltlust zu Liebe, Mutter! jetzt aber weiß ich's und sage es frei — diesem Manne gehöre ich an.

Einem Bettler! sagte die Gräfin leise — einem Wildfang, einem Verschwender — einem Sinnlosen, der Hand an sich selbst gelegt! —

Ja — ja! und nenne noch zehn so schreckliche, fluchwerthe Namen — ich gehöre doch ihm! nur ihm! In Leichtsinn und Selbstsucht erzogen, hab ich noch nie gewußt, was es heißt, um einen Andern zu leiden. Dieser Mann hat es mich gelehrt; ich habe um ihn mich gequält, um ihn gesorgt. Durch Nacht, Dunkel und Qual geht die Liebe ihren Weg; auch die meinige ist ihn gezogen. Mein eitles Herz ist besiegt: ich liebe. Ihm anzugehören — ihm, dem Verlorenen, von aller Welt Aufgegebenen — soll hinfort mein Beruf sein. Ich werde glücklich sein, denn ich werde ein Herz haben, um das ich leide, für das ich lebe!

Still! rief die Gräfin — der Arzt! —

Der Angemeldete trat ein, und sogleich an das Lager des Verwundeten. Die Damen zogen sich zurück, Wilhelm blieb. Es war eine bange Viertelstunde, nach deren Verlauf des Arztes Ausspruch erst erfolgte, daß die Gefahr abzuwenden sei. Wilhelm eilte ins Nebengemach und brachte den Frauen die Nachricht. Iphigenie sah ihn verklärt an. Sie drückte ihm die Hand und bebend fügte sie die eiligen Worte hinzu: Von allen diesen Menschen, die uns umgeben, verstehen Sie

mich nur allein, müssen Sie mich verstehen; oder ich habe mich arg in Ihnen getäuscht.

Gebe der Himmel Ihnen Klarheit und Ruhe; entgegnete der selbst so sehr Erschütterte, indem er den leidenschaftlichen Händedruck erwiederte.

VI.

Wie vorauszusehen war, brachte Emil die Flüchtigen nicht mit sich zurück. Die Gräfin empfing ihn mit beleidigenden Vorwürfen, die er trotzig und in seiner Weise ergrimmt, ohne ein Wort zu erwidern hinnahm. Das Schlimmste war, daß man jetzt auch jede Spur der Verschwundenen verloren hatte. Wilhelm war der gewissen Hoffnung, daß Lucie sowohl, wie ihre Führerin ihn nicht lange über ihren derzeitigen Aufenthalt in Zweifel lassen würden. Er schickte sich demnach an, Baden zu verlassen; auch die Gräfin machte Anstalten zu ihrer Abreise, doch wollte sie sich fürs Erste noch nicht nach Paris begeben, sondern im Elsaß das Landgut einer Freundin aufsuchen, wo sie mit dem Fürsten, Emils Vater, zusammen-

zutreffen verabredet hatte. Am Tage vor der Trennung empfing Wilhelm eine Einladung von Iphigenien, die ihn zu sprechen wünschte. Die bezeichnete Stelle war jenes Steinbild am Wege, auf der Höhe. Iphigenie hatte ihre Kammerfrau mitgenommen, diese blieb zurück auf der Bank, während sie und Wilhelm den Landweg hinauf wandelten.

Wir werden uns jetzt trennen, hub sie an; vielleicht auf immer, denn ich bin entschlossen, wenn Alexei's Genesung begründet ist, ihm nach Rußland zu folgen. Ich bin die Seine und werde die Seine bleiben. Meine Mutter findet diese Heirath vor der Welt nicht glänzend genug, ich finde sie aber für mein Herz zureichend. Jene Worte, die ich ihr den Muth hatte, zuzurufen, als das Entsetzliche vor unsern Augen lag, und die wilde Situation meine Aufregung ins Unermeßliche steigerte, jene Worte hab ich ihr mit kaltem Blute wiederholt. Sie weiß es, ich bin zu sehr ihre Tochter, als daß ich nicht auch ihren Eigensinn — oder wollen wir es Charakterstärke nennen — geerbt hätte. Sie hat endlich nachgegeben, und hier in Baden selbst soll noch die Verlobung stattfinden. Alexei reiset dann nach

Paris, um dort seine völlige Heilung abzuwarten, ehe wir die Reise in seine Heimath antreten.

Sie hielt inne, und setzte dann hinzu: Jetzt zwei Bitten, mein Herr.

Iphigenie! rief Wilhelm, warum diese kalte Benennung? Hab ich keinen wärmern Titel von Ihnen verdient.

Sie erröthete leise und sagte, den Blick zu Boden gesenkt: Zur Sache. Die erste Bitte ist, daß Sie bei meiner Verlobung zugegen sein möchten. Sie findet hier in einer Kapelle des Klosters statt, und außer Ihnen werden nur noch ein Verwandter meiner Mutter und ein paar Freunde Alexei's sich einfinden. Die Zeit ist Morgen in der Frühstunde von neun bis zehn. Ich habe diese Zeit gewählt, um auch jedes verhaßte Aufsehen zu meiden. Baden ist um diese Stunde völlig wie ausgestorben. Die zweite Bitte wird in ihrer Gewährung Ihnen schon ein größeres Opfer kosten. Pflegen Sie meinen Freund in Paris! Verlassen Sie ihn nicht, seien Sie ihm Stütze und Rath; er bedarf eines Mannes, wie Sie sind an seiner Seite, so wie er eine Frau bedarf, wie ich es bin, um daß er nicht zu Grunde gehe.

Wilhelm befremdete diese letzte Behauptung, er konnte sich nicht enthalten, halb verwundert, halb staunend auszurufen: Also Sie wählen ihn nicht aus Liebe?

Sie sah ihn von der Seite mißtrauisch und unwillig an, und sagte dann in einem Tone, der wie ein höhnender Vorwurf klang: Haben Sie das Recht, danach zu fragen? Wissen Sie, was ich Liebe nenne?

O, das weiß ich, rief Wilhelm lebhaft, Iphigenie kann nicht Liebe mit einer Art Bevormundung verwechseln! Sie wollen dem Obrist zur Seite stehen, um ihn von gefährlichen Thorheiten abzuhalten, um ihn zu retten, wenn er doch in solche verfallen ist, mit einem Worte, Sie wollen diesen jungen Mann so glatt und so gefahrlos, wie möglich durchs Leben leiten. Sie sehen ein, daß Sie das können, und Sie wollen es.

Nun denn, wenn es so ist, ist dies nicht Liebe.

Nimmermehr! Es ist allenfalls die christliche Nächstenliebe. Mit einer solchen Liebe sollen wir eigentlich allen Menschen zugethan sein.

Das ist unmöglich! rief Iphigenie fest. Allen Menschen! Ich bringe es höchstens mit diesem einen zu Stande.

So sagen Sie nicht, daß Sie ihn lieben.

Ich werde dies bis zum Ende meines Lebens behaupten, entgegnete sie scharf. Ich kann nicht anders. Ich bin ihm Dankbarkeit schuldig, und ich vergelte es ihm, indem ich ihn beschütze und bewahre.

Dankbarkeit?

Ja, Sie hörten es ja, er hat den Panzer um mein Herz gebrochen. Die Selbstsucht, das Erbtheil meiner Familie, ist durch ihn von meinem Wesen entfernt worden; ich stehe geläuterter, gebessert da. Soll ich ihm hierfür nicht Dank zollen? Und er — er liebt mich. Das weiß ich.

So wie ein wildes, verwahrlosetes Gemüth lieben kann, bemerkte Wilhelm.

Sie beurtheilen ihn zu scharf, sagte sie sanft. Und dann: verwildert — verwahrlost — das sind Eigenschaften, die keine Frau abschrecken; wenigstens mich nicht. Nur das Glatte, Abgestandene, von vorn herein Richtige und Fade, nur das ist's, was uns Frauen widerstandslos niederschlägt. Gegen das Unbedeutende kämpft man vergebens; es bändigt uns durch unerhörte Langeweile, die der Tod jedes Lebens ist. Und kurz — ich bin für ihn da, er für mich. Er hat an mir viel-

leicht mehr gebessert, als ich werde an ihm bessern können. Hätte ich einen Mann wählen dürfen, an dem ich, wie zu einem höhern Wesen hinauf sah — es kann sein, daß ich diesen Mann abgöttisch geliebt, kindlich verehrt hätte, allein diese Liebe hätte mich getödtet, diese wird mich bessern und mich dabei leben lassen.

Wilhelm rief mit Begeisterung: Iphigenie! Sie sind eine starke, gewaltige Natur! Warum ist Ihnen nicht jene erste Liebe geworden, die Sie so richtig eben bezeichnet haben?

Sie sah ihn an mit großen, offenen Augen, als wollte sie sagen: und das frägst Du? — Mit einer Röthe nicht der Befangenheit, sondern des Zorns, sagte sie dann: Warum? Dürfen wir denn das Schicksal fragen, warum es diesen, und warum es nicht jenen Weg mit uns geht? Sie schwieg und Beide gingen eine Weile stumm neben einander. Endlich hub Sie wieder an und fragte: Welche Antwort erhalte ich auf meine zweite Bitte?

Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, antwortete Wilhelm. Nur fürchte ich, der Obrist wird wenig auf mein Wort achten.

Er wird auf Ihr Wort achten; ich werde es ihm gebieten, oder vielmehr, ich werde ihn darum bitten. Und nun leben Sie wohl, vergessen Sie nicht — Morgen in der Klosterkapelle.

Sie ging zu ihrer Begleiterin zurück, und Beide verschwanden bald, indem sie rasch den Weg ins Thal hinab eilten. Die kirchliche Ceremonie war in der That so einfach und prunklos wie Iphigenie sie verkündet hatte. Der Obrist wurde, da er noch schwach war, von seinen Begleitern hereingeführt. Er sah in der That schön und interessant aus. Die bleichen Züge hatten einen durchgeistigten Ausdruck angenommen. Iphigenie, in ein weithinfließendes Atlasgewand gehüllt, mit einem langen Spitzenschleier, und einer Blumenkrone im Haar, sah wie ihre Namensschwester, die stolze griechische Prinzessin und Priesterin Dianens aus. Sie stellte sich mit einem königlichen Anstande, diesem blassen, bildschönen Jünglinge gegenüber und empfing den Segen des Priesters. Die Thüre der Kapelle stand offen, draußen rauschten die Bäume und gossen eine grünliche Nacht in das Innere des mit Kerzenlicht und Weihrauchdämpfen gefüllten Gemachs. Die Gräfin stand mißvergnügt und

stumm da, und entfernte sich rasch, nachdem die Trauhandlung vollendet. Nach dem griechischen Ritus sollte noch eine zweite Trauung folgen, wenn das Paar auf seiner spätern Reise einen Ort erreichte, in welchem ein Priester dieser Kirche würde anzutreffen sein.

Wilhelm sah Iphigenien und ihre Mutter nicht wieder, sie reisten noch an diesem selben Tage ab. Auch sein Reisewagen stand schon bepackt, als er, um noch einen Geschäftsgang abzuthun, den großen Baumgang hinabeilte, der von der Nordseite das Kurhaus umgiebt. Beim Beginn dieses Ganges sieht er am Ausgang desselben einen Mann auf sich zukommen, der schon aus der Ferne leidenschaftliche Bewegungen macht und bald darauf die Arme weit ausbreitet und flüchtigen Schrittes auf ihn zueilt. Wilhelm will seinem Auge nicht trauen, er bleibt stehen, unterdessen ist der Ankömmling ganz nahe, jede Ungewißheit schwindet und — Robert! Wilhelm! tönt es, und beide Freunde liegen sich einander in den Armen.

Der Arzt, jetzt nicht mehr der junge Arzt — sondern ein Mann, corpulent und etwas schwerfällig, mit einer Stirn, von der das Haar schon

zu weichen beginnt, nahe den Funfzigern, giebt seine Freude auf die lebhafteste Weise zu erkennen. Ich habe Glück, ruft er, eben komme ich von deiner Wohnung, und vernehme, daß du eine Stunde später schon fort gewesen wärest — und ich, ich hatte die Absicht, erst Morgen hier einzutreffen.

O du mein theurer, alter Genosse und Freund.

Das bin ich — weiß Gott, alt! auch so ziemlich, aber das Herz ist frisch — rief der Doktor. Aber du siehst mehr wie je vornehm und fein aus. So etwas von lieblicher Kindlichkeit, bei allem Ernst des Mannes! Ach, du wirst nie alt, das ist eine ausgemachte Sache. Der Himmel weiß, wie du das anfängst, aber du bringst es zu Stande.

Schmeichler! Und wie geht es daheim?

Gott sei Dank, das neunte Kind, ein Bube, hat die Welt mit gesunder Stimme angeschrieen, ehe ich in den Reisewagen stieg. Aber mein guter, alter Papa Schlossermeister ist todt.

Todt?

Man hat ihn in die Truhe gelegt, die kein Schloß nöthig hat. Der Kummer, der den wunderlichen Alten eigentlich in die Grube brachte,

war, daß ein Schloß von seiner Erfindung, auf das er ein Patent erhalten, und von dem er behauptete, Niemand könne das Geheimniß lösen, von einem gemeinen Diebe, bei einem Einbruch, auf ganz gewöhnlichem Wege geöffnet worden war. Diese Ehrenkränkung überlebte er nicht. Lache nicht, dieser Handwerkerstolz hat sein Ehrenwerthes. Wir sind Alle auf unsre Erzeugnisse stolz, du auf die Abfassung einer diplomatischen Note, ich auf die Zusammensetzung einer Mixtur, und wer weiß, ob beide mit so großem Rechte, als mein Papa Schlossermeister auf sein unaufschließbares Schloß.

Das klingt glaublich genug. Nun und der Grund deines Herkommens?

Ist dich zu sehen! rief Robert verwundert und beleidigt. Scheint dir das etwa kein triftiger Grund? Ich wußte aus der Zeitung, denn geschrieben hast du mir lange nicht mehr, daß du hier seiest, und ich eilte her, um dir eine Nachricht von der allergrößten Wichtigkeit zu überbringen.

Worin besteht sie?

Es läßt sich nicht sogleich und nicht hier unter freiem Himmel sagen. Ich will dir nur

eines prophezeihen, du wirst mir vor Freude um den Hals fallen, wenn ich dir werde meine Post eröffnet haben.

Ach, ich fürchte, du irrest; entgegnete Wilhelm bekümmert. Die Zeit der freudigen Posten ist für mich vorüber.

Ich sage dir, sie ist noch nicht vorüber. Nun laß uns nach Hause gehen. Drüben auf deiner Stube will ich's dir sagen. Da hab ich denn auch meine Reiseapotheke ausgepackt und bei mir. Du bist ein schwaches, gebrechliches Geschöpf — ich kenne das. Aber darum gerade bist du wie geschaffen, um der Freund eines Arztes zu sein.

Auf diese Weise plaudernd führte Robert den Genossen in dessen Wohnung zurück. Hier, auf dem Zimmer angelangt, stellte sich der stark untersetzte Mann in Positur, und das freundliche Gesicht mit den blitzenden braunen Augen fest auf Wilhelm gerichtet, rief er: Nun paß auf: meine Neuigkeit. Du bist frei!

Wilhelms Athem stockte; er brachte mühsam heraus: Was willst du damit sagen?

Dein Weib — oder ich will lieber etwas artiger sprechen — deine Frau Gemahlin ist todt!

Ah —

Ja, das wußte ich, daß es dir ein freudiges und erschrecktes „Ah!" entlocken würde. Auf dieses „Ah!" hab ich mich den ganzen Weg hierher über gefreut.

Ist's gewiß?

Unumstößlich. Ich bringe dir den Todtenschein mit. Wir Aerzte sind immer gewissenhaft: Der Tod, unser guter Kunde, muß uns für gelieferte Waare immer einen gültigen Schein ausstellen. Madame Adelaide — wie sie hieß — ist vor ungefähr zwei Monaten in Brüssel gestorben. Du bist frei — frei wie der Vogel in der Luft! Du Armer, möchte es nur nicht zu spät kommen.

Wilhelm hatte in diesem Moment nur den einen allmächtigen Gedanken: Lucie!

Robert sah ihn und schüttelte das Haupt. Er erträgt es besser, als ich dachte, murmelte er bei sich selbst. Es ist mir ordentlich unlieb, daß seine Nerven sich gestärkt haben, und das ganz ohne mein Zuthun.

Wilhelm warf sich in die Arme des Freundes!

Man sehe! rief Robert, über die Schulter hin lachend, einen betrübten Wittwer bei dem Empfang der Trauerpost!

Wilhelm entwand sich der Umarmung, indem

er leise sagte: O und ich klage doch um sie, denn sie schenkte mir das Glück.

Nichts hat sie dir geschenkt als Kummer und Elend! rief der Arzt. Sei nicht unzeitig weichherzig. Das Seltsamste ist, daß man bei ihrem Tode, wie mir eine sehr glaubwürdige Gerichtsperson versicherte, durchaus kein Dokument gefunden, das auf ihre Ehe mit dir hinwies. Sie scheint sich diesen Spaß mit dir gemacht zu haben, ohne später auch nur den mindesten Nutzen davon zu ziehen. Hat sie's nun in ihrer Leichtfertigkeit vergessen, daß sie Frau von Ortwell war, oder wurdest du ihr zu bedeutend und einflußreich, so daß sie den Muth verlor, dir mit ihren Plänen und erschlichenen Ansprüchen nahe zu kommen.

Und ihre Tochter? fragte Wilhelm.

Sie hat zwei Töchter und einen Sohn hinterlassen. Die drei Kinder sind bei den Vätern, nur die eine Tochter war bei der Beerdigung in Brüssel gegenwärtig, und ich sah sie.

Nicht wahr, eine große Schönheit?

Kann nicht gerade sagen, entgegnete der Arzt; es war eine kleine gnomenhafte buckelige Figur, behängt mit Diamanten, die sie selbst unter dem Trauerschleier trug.

Wilhelm verfiel in Nachdenken. Der Schlag, der seinen Kerker sprengte, war so plötzlich gekommen, daß er Mühe hatte, sich die großen Erfolge, die nothwendig mit ihm verknüpft waren, in ihrer ganzen Ausführlichkeit und Wichtigkeit zu denken. Laß mich — laß mich! rief er wiederholt dem Freunde, der ihn zu erhöhter Thätigkeit aufrief: ich werde mein Leben neu gestalten müssen. Ich werde der Hoffnung wieder eine Thüre öffnen, wo ich wähnte, daß mir jede schon auf immer gesperrt sei.

Ich wünsche dir von Herzen Glück!

Danke!

Die Freunde blieben noch bis tief in die Nacht hinein beisammen. Wilhelm verschob seine Abreise um einen Tag. So vieles wurde aus der Heimath und von den dort lebenden Angehörigen besprochen. Wilhelm gab sich alle Mühe bei den Berichten sich aufmerkend zu betheiligen, allein immer wieder entfloh seine Seele zu dem Gegenstande, der allein Wichtigkeit für ihn hatte. Robert merkte dies, aber er hütete sich wohl dem Freunde einen Vorwurf zu machen. Wilhelm unterbrach einmal das Gespräch, indem er plötzlich und überlaut rief: Ich bin frei! —

Fünfter Abschnitt.

I.

Das gewohnte Geschäftsleben in Paris hatte für Wilhelm bereits wieder seinen Gang begonnen. Es häuften sich diesmal mehr wie sonst die Arbeiten, und so kam es, daß er nur die Abende frei hatte, wo es ihm denn möglich wurde, Franziska entweder allein oder im Kreise der Ihrigen zu sehen. Er hatte sein früheres, wie es schien, völlig rücksichtsloses Betragen gut zu machen, und er that sein Möglichstes, damit die junge Freundin ihm die bittern Stunden, die sie durchlebt, verzieh. Sie that es willig, ja sie gestand nicht einmal, daß er irgend Unrecht an ihr begangen. So liebenswerth und so versöhnlich war der Charakter dieses edlen Mädchens, das eine unendliche Liebesfülle und eine Treue ohne Wanken in ihrem

Busen barg. Allein außer dieser Pflicht, deren Erfüllung ihm sein Herz vorschrieb, hatte er noch eine andre übernommen, deren er sich halb und halb mit Widerstreben entledigte. Es war dies das Krankenwärteramt beim genesenden Obrister. Wilhelm hatte hierbei nicht die physische, sondern die psychische Krankheit zu berücksichtigen, denn der arme Verlassene hatte Niemand anders, wie seinen geduldigen und treuaushaltenden Genossen, dem er alle seine Fieberphantasien, seine überspannten und oft kindischen Träumereien von Liebe und dereinstigem Glücke mittheilte. Es kamen dabei die wunderlichsten Pläne für die Zukunft, wahrhaft hirnlose Ueberspanntheiten und die eitle Hoffnung auf ganz unmögliche Zugeständnisse des Glückes zu Tage. Unnöthig war es, hier Vernunft zu predigen; Wilhelm gab dies auch nach den zwei ersten schwachen Versuchen sogleich auf. Er tröstete sich damit, daß Iphigenie, die dies Märtyreramt einmal übernommen, auch damit werde zu einem siegreichen Ziele gelangen; denn war überhanpt irgend etwas aus diesem schwankenden, lärmenden, unreifen und zügellosen Wesen zu machen, so konnte es allein der Hand der Liebe gelingen. Mochte sie also auch allein mit diesem

unerfreulichen Werke sich beschäftigen. Als der Genesende so weit hergestellt war, daß er Gesellschaften besuchen konnte, brachte ihn Wilhelm zu dem deutschen Banquier, und dort gab er einen leidenschaftlichen und unermüdlich plaudernden Zuschauer ab bei einigen theatralischen Abendunterhaltungen. Seine Schönheit fiel den Frauen auf, aber seine kecke Ungezwungenheit, die im Salon Glück machte, hier aber für eine Art Rohheit galt, scheuchte sie wieder zurück. Am besten vertrug er sich mit Franziska, die seinen launenhaften Uebertreibungen eine immer gleiche Heiterkeit, die hier und da nicht ohne neckende Satyre war, entgegensetzte. Von ihr angetrieben, ließ er sich sogar verführen, die Breter zu betreten, wo er denn Alles durcheinander wirrte und die Darstellung völlig verdarb. Franziska belustigte dies, Wilhelm tadelte, daß man den Arglosen zum Besten habe.

An einem Abende, wo wieder solch ein possenhaftes, verunglücktes Schauspiel statt gefunden, brachte der Obrist Franziska nach Hause, und indem er ihr die Hand küßte, sagte er lachend: heute haben Sie mich zum letzten Male an Ihren Thespiskarren gespannt, mein Fräulein. Der Himmel

vergebe Ihnen Ihre Sünden, deren Zahl Sie stark vermehrt haben, indem Sie mich mit der Muse Thalia in ein ärgerliches Verhältniß gebracht.

Was soll das heißen? fragte die Schauspielerin. Wollen Sie Paris verlassen?

Ich muß. Da ich gesund bin, wird meine Frau nicht länger auf mich warten wollen, oder vielmehr, ich kann es nicht vertragen, sie länger warten zu lassen, da ich mich wieder stark genug fühle, ihre Gegenwart zu ertragen.

Welch ein Ausdruck! rief Franziska lachend. Die Gegenwart der Frau ertragen!

Der Obrist lächelte, strich sich den hübschen schwarzen Bart und sagte: ich kann es nicht anders ausdrücken. Eine Frau, die wir lieben, ist viel mehr der Feind unsers körperlichen Wohles als selbst die schlimmste Krankheit oder die augenscheinlichste Gefahr. Wir merken es nur nicht so sehr, weil wir geschwächt und heruntergebracht werden, mit aller Grazie, mit aller Anmuth und ganz in der Stille. Ich kann Sie auf Ehre versichern, ich will lieber der Kugel eines Feindes stehen, als zu gewissen Zeiten dem Blick einer Frau. Und ich bin noch so schwach, und meine Nerven vibriren noch immer arg genug; in diesem Augenblick zum Bei-

spiel, wo ich von Ihnen Abschied nehme, die Sie mir doch ganz gleichgültig sind, fang ich an zu zittern.

Franziska ward etwas böse über die Ungenirtheit, mit der der junge Mann sagte, wie er es fühlte, aber ihr gutes Herz überhörte das erste Wort und hielt sich an das zweite. In der That, der große, schlanke, breitschultrige Mann zeigte in Miene und Geberde etwas, das an das Zusammenschaudern eines Kindes erinnerte, dem man eine Gespenstergeschichte erzählt.

Sie sind demnach noch nicht weit genug in Ihrer Genesung gediehen und müssen noch bleiben, hub sie wieder an, indem sie einen mitleidvollen Blick auf ihn richtete.

Ich komme nie weiter, als ich jetzt bin, antwortete er ihr trocken. Ich habe stets ein solch aufgeregtes Wesen in meinem Charakter gehabt; schon als Kind. Und das Spiel hat viel dazu beigetragen es zu vermehren und zu befestigen.

Franziska hatte nicht recht Lust, das Gespräch weiter fortzusetzen und schwieg. Wilhelm war unterdessen ins Zimmer getreten, und ihm kündigte der Obrist ebenfalls seinen Entschluß abzureisen an, indem er hinzusetzte: Sie müssen mir an die

Prinzessin Semiani einen Brief mitgeben, denn wie mir meine Frau geschrieben, will sie die Verlobung Luciens mit Emil noch abwarten, ehe sie sich entschließt, mit mir in die Eisfelder zu ziehen.

Wilhelm wechselte die Farbe. Diese Bemerkung kam zu plötzlich. Er hatte ganz in der Stille fortwährend Erkundigungen über den jetzigen Aufenthalt von Miß Harker und ihrer Pflegebefohlenen eingezogen, und immer noch keine befriedigende Auskunft vernommen, nun mußte er plötzlich ein Wort hören, das ihn bis in die Tiefen seiner Seele erschütterte. Er vermochte nichts weiter, als die mit hörbarer Erregung gesammelte Frage hervorzubringen: Wo wissen Sie das?

Gestern, entgegnete der junge Mann in gleichgültigem Tone, empfing ich einen Brief von Iphigenie. Er sprach diesen Namen immer französisch aus, so wie er im Hause der Gräfin ausgesprochen wurde; Wilhelm bezeichnete ihn deutsch.

Sie wird nichts Gewisses gesagt haben; es wird nur eine Vermuthung sein.

Sehr möglich! antwortete der Obrist, die Sache geht mich weiter nichts an. Ich halte diese kleine Prinzeß für ein Gänschen.

Ich will das nicht gehört haben, sagte Wilhelm rasch; nehmen Sie sich in Acht, Obrist, über Charaktere abzuurtheilen, die Sie nicht zu fassen vermögen.

Der junge Mann sah ihn forschend an; eine lebhafte Röthe bedeckte sein Antlitz und er sagte langsam: Ich vermag dergleichen nicht zu fassen? Es ist möglich; ich will die Zurechtweisung hinnehmen. Uebrigens, da Sie sie loben, muß die Kleine doch etwas werth sein. Mir erschien sie wie —

Lassen wir das, unterbrach ihn Wilhelm; also Sie wollen in der That abreisen?

Hab ich's denn nicht schon gesagt.

Es wird uns Allen leid thun, Sie zu verlieren, bemerkte Franziska.

Er lachte und rief in einem unbeschreiblich treuherzigen, aber auch sehr unhöflichen Tone: Ach, das ist nicht wahr! Sie sind froh, mich los zu sein. Ich kenne das. Noch Niemand hat es lange mit mir ausgehalten. Ich bekomme die Leute leicht satt und die Leute bekommen mich satt.

Darauf ist nichts zu erwiedern, sagte Franziska in einer gereizten Laune. Sie hatte andere Dinge jetzt im Kopfe und der Fremde belästigte

sie. Wilhelms Benehmen fiel ihr sogleich auf und machte sie bekümmert. Er saß da wie eine Bildsäule stumm und regungslos. Als der Obrist zu ihm kam und ihm die Hand reichte, brachte er nur mühsam die wenigen Worte: „Leben Sie wohl, ich werde Ihnen Morgen einen Brief mitgeben“ über die Lippen.

Als der Obrist fort war, kam Franziska mit ihrem Arbeitskörbchen, setzte sich neben Wilhelm auf das Sopha, lüftete ein wenig den Ueberhang der Lampe, um einen Strahl auf das liebe, jetzt wieder so bleiche Antlitz des Mannes fallen zu lassen, und fragte dann: Und Sie wußten in Wahrheit nichts von der nahen Vermählung Luciens?

Ich wußte nichts, sagte er, und will es auch jetzt nicht glauben.

Armer Freund, wie Sie leidend aussehen. Könnte ich nur etwas für Ihre Beruhigung thun.

Er nahm ihre Hand, führte sie an Wange und Lippen und erwiederte: Sie thun genug, Franzis, indem Sie Ihre liebe, trauliche Nähe mir gönnen.

Sie müssen aus dem Obrist mehr hervorzulocken suchen, hub sie wieder an.

Er weiß nichts mehr, entgegnete Wilhelm. Man wird ihm diese kurze Notiz vertraut haben, und das auch nur ganz im Vorbeigehn. Es wäre unnütz, ihn weiter auszuforschen. Ich muß andre Wege einschlagen. Soll ich zur Gräfin reisen? Es ist nicht rathsam: es könnte sich ausweisen, daß der ganze Plan auf kein besonderes Ergebniß gebaut wäre, und daß ich weder Lucie noch ihre Begleiterin dort fände. Was würde ich dann der Gräfin gegenüber für eine Rolle spielen.

Mein Himmel! die eines Bewerbers um Luciens Hand! fiel Franziska rasch ein.

Wilhelm fuhr zusammen, als hätte ihn ein elektrischer Funken berührt. Die Leidenschaftlichkeit in Ton und Miene Franziska's waren es, die ihn gleichsam verwirrt machten.

Und Sie, Franzis — Sie rathen mir ernstlich zu diesem Schritte, sagte er mit großer Milde und Schüchternheit.

Da Sie frei sind und da Sie — sie wollte hinzusetzen, Lucien für alle Ewigkeit lieben werden; allein sie brachte es nicht über ihre Lippen. Er verstand sie, ohne daß sie sprach.

Sie haben Recht! rief er. Ich brauche eine Stimme, die mich zur Thätigkeit aufruft, ich bin

entfernt von der Geliebten so kleinmüthig. O wie haben Sie das Wahre getroffen: Luciens Besitz steht auf dem Spiele; ich darf mein goldnes Kleinod nicht den Ränken meiner Feinde übergeben. Doch meinen Sie nicht, daß ich erst einen Brief von Miß Harker abwarte?

Wenn man sie nun verhindert hätte zu schreiben; oder wäre gar ihre Gesinnung für Sie umgewandelt? bemerkte Franziska.

Das ist unmöglich. Miß Harker ist nicht wandelbar in ihrer Gunst. Und dann Lucie selbst; wird sie wohl im Stande sein, mich ohne das leiseste Zeichen dieser drohenden Geschicke zu lassen. Sie weiß, wie sehr ich gegen ihre Verbindung mit diesem Manne bin.

Geben Sie mir Vollmacht, ich werde zur Gräfin reisen.

Theuerste Franzis! Sie wollten. Unter welchem Vorwand.

Das würde sich schon finden.

Unmöglich. Wenn Sie auch dieses Opfer zu bringen groß und muthvoll Sich fühlen, ich hätte nie den Muth, es anzunehmen. Er sagte dies mit fester Stimme und einem Achtung gebietenden Ausdruck. Franziska fühlte ihre Brust erleichtert.

Gleich darauf, wie sie das Wort ausgesprochen, hatte sie auch dessen niederschmetternde Bedeutung erkannt. Sie, beschäftigt für eine Liebe und deren Gedeihen zu sorgen, die ihr den Tod gab! Welch eine Mission! Sie hätte dabei das Ende ihrer Leiden mit dem ihres Lebens gefunden. Mit Lucien wiederkehrend, ihre Hand in die des Freundes legend, wäre dieser Augenblick des Glückes für Jene, der Moment des Todes für sie gewesen. Lächelnd und ihre Bewegung niederkämpfend, sagte sie daher beruhigt. Nun, wie Sie meinen. Es war nur ein Vorschlag; ich sehe sonst keinen Pfad, um aus diesem Labyrinth zu kommen.

Wilhelm, getäuscht von dieser scheinbaren Ruhe des liebenden Mädchens, ließ den Ergüssen seines Herzens freien Lauf, und ohne zu untersuchen und zu bedenken — was er that, schilderte er in vertraulicher Nachtstunde — denn es wurde sehr spät — seiner Zuhörerin alle die kleinen Umstände seines Liebelebens in Baden. Was er im Briefe nicht gewagt, und von dem er in billiger Rücksichtnahme stets zurückgewichen, jetzt im Flusse des Vertrauens gab er alles und jedes Geheimniß seines Busens hin. Franziska konnte, wenn

sie wollte, diese für sie so demüthigende Liebe bis ins kleinste Detail verfolgen; sie konnte jedes momentane Stillestehen, und dann wieder desto rascher vordringende Wachsen der Leidenschaft beobachten, und sie mußte in Pausen, wo Wilhelm auf eine Antwort wartete, sich zwingen, mühsam ein Zeichen ihrer freudigen Theilnahme zu heucheln. Wie wenig freudiger Natur war dieses Mitgefühl. Es bohrten sich unsägliche Schmerzen in ihre Brust, und als Wilhelm endlich nach Verlauf von drei peinlichen, langen Stunden, mitten in der Nacht, fortging, warf sich die Arme in Krämpfen auf ihr Lager und brachte, von Fieberphantasien verfolgt, eine der jammervollsten Nächte ihres Lebens zu. Sie hatte Niemand, dem sie ihr Leid klagen konnte, denn der, der bis jetzt für jede Wunde ihres Herzens Balsam gehabt, war gerade derjenige, von dem jetzt einzig und allein die Verwundungen dieses Herzens ausgingen. Sie wartete die Morgenstunden nicht ab, noch in nächtlicher Weile erhob sie sich, zündete die Lampe wieder an und setzte einen verworrenen Brief an ihren Bruder auf. Da sie merkte, daß der Papierbogen unter ihrer heißen Hand welkte, daß ganze Zeilen völlig ohne Sinn fast willenlos von

der bebenden Feder hingeschrieben wurden, faßte sie mit beiden Händen das fiebernde Haupt und stieß einen langen, wimmernden Schrei aus, der grausenerregend durch die Stille der Nacht klang. Sie zerriß den Brief, löschte das Licht aus und gab sich wieder den aufgewühlten Kissen ihres Lagers hin. Am Morgen mußte der Arzt an ihrem Bette erscheinen. Wilhelm kam mehrere Tage nicht, so wenig Ahnung hatte er von dem Zustande, den er selbst herbeigerufen. Er hatte Briefe von Miß Harker und Lucien erhalten, und diese so sehnlich erwarteten Schreiben waren köstliche Gaben seines guten Geschicks, denn er erfuhr durch sie, daß für's Erste noch nichts zu befürchten sei, und daß Rebecca sich ruhig mit ihrem Zögling in Montpellier niedergelassen hatte, wohin sie Wilhelm zu kommen einlud. Lucie unterstützte diese Bitte, indem sie den wunderschönen Herbst in dieser herrlichen Gegend pries und hinzufügte, daß die Nachkur von Baden sich nirgends wirksamer, als in Montpellier ausführen lasse. Wie dankbar und entzückt küßte Wilhelm diese lieben Zeilen. Wie schalt er seinen Kleinmuth, daß er nur irgend gezweifelt, man werde ihm Nachricht geben. Offenbar hatte Miß Harker in ihrer ruhigen, festen

Weise gar nicht daran gedacht, er könne ihretwegen in Sorge sein. Jetzt, da er den Ort wußte, wo die Geliebte aufzufinden war, konnte kein hindernder Umstand, nicht der Drang der Geschäfte, nicht die vorgerückte Jahreszeit ihn abhalten, zu ihr zu eilen. Er hatte den Tag genannt, an dem er abreisen wollte, und den Abend vorher war er vom Verwandten Franziska's eingeladen worden, einer Darstellung von Hamlet beizuwohnen, die endlich nach vielen Proben zu Stande kommen sollte. Franziska hatte die Rolle der Ophelia übernommen.

Wilhelm kam etwas zerstreut und dazu ziemlich spät in die Gesellschaft. Wie man ihn in den Saal führte, wo gespielt wurde, kam ihm die Frau vom Hause entgegen und rief ihm in einem Tone der Klage und des Bedauerns zu: Unsre Ophelia ist krank geworden, sie spielt heute nicht und wir haben in der Eile ein anderes Stück wählen müssen. Wilhelm ließ sich dies ganz gern gefallen; er hatte ohnedies nichts von einer Darstellung des tiefsinnigen Drama's mit den hier vorhandenen Mitteln erwartet, und wenn Franziska ihn, wie sie sonst gepflegt, um Rath gefragt, er hätte ihr von diesem Wagniß entschieden

abgerathen. Aber sie hatte ihm nichts mitgetheilt, wie sie denn überhaupt in der letzten Zeit, und besonders nach dem Gespräch am späten Abend, sich scheute mit ihm allein zu sein, und jede, etwas ernstere Motive berührende Unterhaltung sorglich vermied. Wilhelm hatte es wohl bemerkt, aber es, in dem Taumel der Empfindungen, in welchem er sich gegenwärtig befand, weiter nicht sehr beachtet. Auch das veränderte Ansehen der Freundin war ihm zwar aufgefallen, er hatte es jedoch einer vorübergehenden Kränklichkeit zugeschrieben und kein Gewicht darauf gelegt. Heute Abend zum ersten Male kam ihm in Franziska's Ausbleiben, in der Veränderung des Stückes eine Unruhe, die während des Verlaufs des Schauspiels immer stärker anwuchs, und es war ihm darum lieb, als er, nach der Uhr sehend, die Stunde nahen fühlte, wo man ihn, wenn er beschäftigt war, weggehen zu sehen gewohnt war. Er erhob sich auch jetzt und wollte unbemerkt den Saal verlassen, als er am Eingang desselben die Kapitainswittwe sah, die ihm zuflüsterte: Sie spielt doch noch: Eine Scene aus dem Trauerspiel ist eingeschaltet und kommt jetzt. Bleiben Sie noch, gnädigster Herr — wenigstens diese paar

Minuten noch. Wilhelm ging auf seinen Platz zurück. Der Vorhang war gefallen und hob sich jetzt wieder. Man sah die Gesellschaft bei der Königin beisammensitzen: die Thüre öffnete sich und die wahnsinnige Ophelia trat ein. So unvorbereitet wie diese Scene auch war, sie traf bei dem Publikum, das das Meisterwerk vollkommen kannte, doch auf völlig genügendes Verständniß, und wirkte großartig. Wilhelm hatte früher, wie er noch oft über's Theater und über die darstellbaren Seelenzustände gesprochen, den Wahnsinn von den letztern immer auszuschließen gerathen. Es wird nie, hatte er damals bemerkt, auch nicht dem größten Talente genügen, diese grausenvolle Erscheinung zu einer künstlerischen Anschauung zu bringen; es ist damit wie mit gewissen Effekten in der Landschaftsmalerei, wo auch nie die Darstellung eines Wassersturzes gelingen kann, weil hier gerade das Charakteristische, die wilde nie ruhende Bewegung und das tobende Geräusch fehlen. So muß nothwendig bei Darstellung des Wahnsinns gerade das fehlen, was ihn zum Wahnsinn macht, nämlich das über alle Regel und Norm Hinausgehende, das allen Gesetzen des ordnenden Bewußtseins Spottende. Daher

die Monstrositäten bei allen Wahnsinnsscenen auf der Bühne. Der Zuschauer fühlt, daß etwas völlig Absichtsloses der Absicht dienen muß, und die Unwahrheit und das Unmögliche wird ihm rasch deutlich. Bei Opheliens Charakterbild wird dieser Uebelstand weniger fühlbar. Erstlich ist's ein eminentes Talent der Seelenmalerei, das sich hier in diesem einzelnen Falle an die Schilderung dieses Zustandes begeben, und dann ist der Wahnsinn der Armen keine eigentliche Verrücktheit, sondern mehr ein liebesiecher, grübelnder Tiefsinn, der mit den äußern Erscheinungen in der Welt zerfallen ist, und nun irrthümlich die Spiegelbilder des Innern für äußerliche Thatsachen hält. Opheliens Wahnsinn ist allenfalls darstellbar. Aber Wilhelm hätte sich nicht von fern träumen lassen, daß er in diesem Grade würde zur Anschauung zu bringen sein, als es hier geschah. Schon das Eintreten dieser schlanken, bleichen, in flatternde weiße Gewänder gehüllten Gestalt, ihr Hinhuschen — gleichsam wie man sich Schatten Verstorbener an dunkelm Gemäuer hinhuschend denkt — an den still dasitzenden Gästen hin, ihr momentanes Verweilen bald bei diesem, bald bei jenem Anwesenden, ihre rasche und linkische Ver-

beugung und dann ihr Weiterfortgleiten, das leise Singen zwischen den Worten hin, die jetzt eilig hingesprochen wurden und jetzt wieder wie stockend und zerstückelt über die Lippen glitten, und dann das krankhafte Nicken mit dem strohumflochtenen Kopfe — Alles, Alles zusammen machte einen die Seele betäubenden Eindruck. Man mußte unwillkürlich fürchten, dieses Bild trete aus seinem Rahmen heraus, diese irregehende Träumerin würde die schmale Lampenreihe überschreiten und sich plötzlich mitten unter den ängstlich zusammen geschüchterten Zuschauern befinden. Aber sie blieb oben, im Kreise der königlichen Gäste, sie verließ nicht den Boden der Fiktion; dieses grausenhafte wahre Bild begnügte sich, ein Bild zu bleiben. Alles war starres Entsetzen, als der Vorhang fiel und die kurze Scene, wie ein Grabeshauch aus geöffneten Grüften emporwehend, rasch vorübergeglitten war. Man wollte nichts weiter sehen, die Frauen, selbst die ältern unter ihnen, waren aufgeregt und seltsam aus allen gewohnten Manieren und Worten herausgebracht. Die Maske hatte in der That, wie der Kopf der Medusa, versteinernd und durch entsetzenvolle Schrecken lähmend, auf den auserlesenen kleinen

Zuschauerkreis gewirkt. Wilhelm eilte hinaus; er wollte Franziska sprechen: ihr Mädchen kam heraus und sagte, ihre Gebieterin läge in Krämpfen, und es sei nach dem Arzt geschickt worden. Die Hausfrau und Frau von Berg gingen eben in das Kabinet, das an den Saal grenzte, und als Ankleidezimmer benutzt wurde. Als die letztere zurückkam, und Wilhelm noch wartend auf der Schwelle stehen sah, rief sie: Sie ist sehr, sehr krank. Was haben Sie da in der Hand? fragte Wilhelm. Es ist der Strohkranz, antwortete die Wittwe, sie wollte ihn nicht vom Kopfe weggeben, da aber kalte Umschläge angelegt werden müssen, haben wir, fast mit Gewalt die phantastische Krone entfernt. —

Geben Sie sie mir, bat Wilhelm.

Was wollen Sie damit? fragte die Wittwe verwundert.

Sie zum Andenken an diesen Abend aufbewahren, entgegnete er.

So nehmen Sie ihn. Ich fürchte, unsre arme Freundin hat zum letzten Mal die Bühne betreten. Sie spielt zu leidenschaftlich — ihre Gesundheit muß darunter leiden. Der Arzt wird

gut thun, ihr für immer das Spiel zu verbieten. Finden Sie das nicht auch?

Wilhelm erwiederte zustimmend. Er legte den Kranz in seinen Hut und ging rasch fort, nachdem er der Wittwe noch Abschiedsgrüsse an die Erkrankte aufgetragen.

II.

Es war Mitternacht vorbei, Wilhelm saß noch an seinem Schreibtisch, als plötzlich ein seltsames Geräusch hinter ihm, ein heiseres Lachen, ein leises wisperndes Sprechen, dabei ein Knistern von heranschleichenden Tritten auf dem Teppich ihn aus seinen eifrigen Beschäftigungen aufstörten. Er sah sich um, und über seine Schulter herüber, weit vorgebeugt, blickte das bleiche, leblose Antlitz Franziska's mit starren Augen zu ihm hin.

Was schreiben Sie da? rief sie heiser und mißtönend. Schreiben Sie an mich?

Wilhelm schauderte zusammen. Eine Eisfluth übergoß seinen Nacken, auf den die kleine, gekrümmte Hand der nächtlichen Wanderin sich

stützte. Hier war nicht der fingirte Wahnsinn der Bühne, hier war der wirkliche des Lebens. Er fühlte durch diese, wie einen Blitzstrahl hintreffende gräßliche Ueberzeugung sich so niedergeschmettert und innerlich zusammenbrechend, daß er, unfähig das starre Antlitz in unheimlicher Nähe zu betrachten, seine Hände vor's Gesicht schlug, und einen wimmernden Schreckens- und Schmerzenslaut ausstieß.

Was schreiben Sie? Hören Sie denn nicht — ich frage Sie! kreischte die Erscheinung weiter.

Eine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe, erwiederte er.

Sie ließ ihn los, wankte auf einen Stuhl, und setzte sich — immer die starren Augen auf ihn gerichtet. Nach einer Pause sagte sie: Ich komme, um Abschied zu nehmen.

Franziska! rief Wilhelm. Wie haben Sie Sich hierher gefunden?

Sie schien nachzudenken. Wie? fragte sie. In Ihrem Vorzimmer schläft der Diener, und ist es nicht ganz natürlich und erklärlich, daß ich zu Ihnen komme?

Nicht so ganz, Franziska. Ich hab Sie nicht erwartet.

Nicht? Nun so erscheine ich unerwartet. O mein Herz ist so schwer, daß es bricht. Sie sagte diese letztern Worte mit einem Zug von Weinen im Gesichte, wie er auf dem Antlitz eines Kindes sichtbar wird. Dann ging dieser Zug in ein schneidendes, widerliches Lächeln über und sie rief: Sie haben mir meinen Strohkranz gestohlen.

Wilhelm sah nach dem Hute. Der Kranz war herausgefallen und lag auf dem Boden. Franziska zeigte dort hin. Sie haben meisterhaft gespielt — hub der arme Gequälte an, dem fieberhaft zu Muthe war, gegenüber diesem nächtlichen Besuche.

Gespielt? sagte sie tändelnd und scheinbar nachdenkend, gespielt! Ah ja — Sie haben Recht — ich habe Komödie gespielt. Drauf bin ich krank geworden. Mein armer Kopf! O wie das schmerzt! Man hat mich zu Bette gehen heißen, ich bin aber aufgestanden, um Ihnen gute Nacht zu sagen. Wir werden uns auf lange Zeit trennen.

Ich reise ab, allein ich komme wieder, Franzis.

Aber ich komme nicht wieder.

Sie hub hier an das Liedchen der Ophelia zu singen. In der Stille der Nacht klangen diese

langhingezogenen, ersterbenden Töne so entsetzlich, daß Wilhelm, selbst wahnsinnig zu werden fürchtend, aufsprang und rasch im Zimmer auf und nieder schritt. Der Diener im Vorzimmer war aufgewacht und blickte durch die halb offen gebliebene Thür hinein. Bestelle einen Wagen für diese Dame, herrschte er dem Menschen zu, begleite sie und sieh zu, daß sie wohl zu den Ihrigen komme. Er gab die Wohnung des Banquiers an. Franziska hörte diesen Befehl gleichgültig an. Dieses stumme Sichfügen in einen für diese Umstände fast grausamen Befehl — aber wahrlich, der arme Wilhelm, konnte nicht anders, war so rührend, so peinvoll, so alle Seelenfassung niederwerfend, daß Wilhelm sich vor dem kranken Mädchen niederwarf, ihre Kniee umfaßte und mit einer lautklagenden Stimme ausrief: O Franzis, Franzis! Mädchen! warum hast du mir das gethan.

Sie weinte wie ein Kind.

Es war still im Zimmer. Das Geschick eines Herzens entschied sich. Noch einmal erwachte das volle Bewußtsein des unglücklichen Opfers einer grenzenlos feurigen Liebe und mit einem Schreckensschrei rief sie: Mein Himmel, wo bin ich? Was hab ich gethan? Ich bin bei Ihnen, Wilhelm —

Wie komme ich hierher? — Sie bebte so heftig, daß Wilhelm die schlanke Taille umfassen mußte, damit die erschütterte Gestalt nicht vom Sitze hinabglitt.

Ja Sie sind bei mir, theure Freundin! rief er. Ein Moment der Fieberphantasie hat sie in ein Reich der Träume gerissen. Sie dachten an mich, Sie wollten von mir Abschied nehmen, und, wie es bei dieser Krankheit gewöhnlich ist, Sie führten rasch aus in Wirklichkeit, was Ihnen der Traum als möglich vorspiegelte.

Sie haben meinen wahren Zustand geschildert — rief Sie sanft fortweinend. Unbewußt bin ich hergekommen. O vergeben Sie und machen Sie, daß ich ohne alles Aufsehen wieder fortkomme. Welch ein Augenblick ist dies! Ich sterbe vor Scham.

Wie, ist's denn so unerhört einen Freund zu besuchen?

Schweigen Sie, lispelte sie. Es zuckt und reißt wieder an meinem Herzen. Um Gottes Willen führen Sie mich schnell fort, ehe die wahnsinnigen Schauer wieder über mich kommen. Haben Sie Erbarmen mit mir, lassen Sie mich gehen.

Sie ergriff seine Hände und faltete sie, wie zum Gebet in die ihrigen.

Wilhelm sah ihr in die Augen — diese leuchteten wieder in dem gewohnten sanften Lichte.

Die Thür ging — der Diener kam zurück. Franziska schreckte zusammen.

Er kommt! rief sie. Mein Bruder kommt. Ich habe ihm geschrieben, er soll mich von hier abholen. Ich will nicht in der kalten, fremden Erde mein Grab haben. Ich will nicht.

Franziska, Sie werden nicht sterben.

O doch! und ich sterbe gerne. In die Nacht hinausgetragen zu werden — unter flüsternden Baumschatten zu liegen, in Nacht zu schlummern, wenn man so farbenbunt gelebt — o das hat nichts Schreckliches für mich.

Aber für mich wäre es der Tod Sie zu verlieren.

Der Tod? O nicht doch! Nicht doch! —

Sie fuhr ihm leise mit der kalten Hand die Wange hinab. Sie werden leben, Wilhelm, sagte sie schmeichelnd, und meiner gedenken in Liebe und Treue. Lesen Sie manchmal die Briefe, die ich Ihnen einst gab. Als ich Sie sammelte,

dachte ich nicht daran, daß ich jede Zeile, die in ihnen enthalten, selbst durchleben würde. Lesen Sie meine Briefe, und denken Sie an mich.

Wilhelm gab ihr die Versicherung und stand vom Teppich zu ihren Füßen auf, ehe der Diener eintrat. Sie sah ihn wieder mit den erstarrenden Augen an; der Wahnsinn kehrte zurück. Sie flog auf und wollte ihm lachend in die Arme stürzen, Wilhelm wich zurück und sie wankte dem Diener zu. Als sie die Treppe hinab war, konnte Wilhelm nicht anders, er mußte ihr folgen, um sich zu versichern, daß die Unglückliche auch mit der gehörigen Vorsicht und Schonung heimgeleitet werde. Er folgte daher dem Wagen, der langsam durch die mondbeglänzten, nächtlichen Straßen fuhr, und blieb am Hause des Verwandten stehen, wo der Diener die Klingel zog. Eine Magd erschien, Wilhelm ließ die Wittwe bitten, herabzukommen. Man schlief im Hause noch nicht. Frau von Berg kam und nahm den Flüchtling in Empfang. Niemand hatte noch das Entweichen bemerkt, und der Freund bat dringend die erfahrene, gütige Frau, die Sache wo möglich in tiefes Geheimniß zu hüllen. Noch

einen Blick warf er auf die weiße Gestalt, wie sie, auf die Matrone gestützt, in die dunkle Thürhalle verschwand — es war der letzte, der Abschiedsblick für das Leben. Er sah sie nie wieder.

III.

Durch die letzten Ereignisse niedergedrückt, wie es nicht anders sein konnte, verließ Wilhelm die große Stadt, und eilte der frischen, freien Luft der Provinzen zu. Sein Herz wurde immer leichter, sein Geist beflügelter, seine Stimmung immer freier, je weiter er sich von diesem Häusermeer entfernte, aus dem ein unheimlicher Nebel aufstieg, der sich über diese unabsehbaren Dächer und Tempelkuppeln hinlagerte.

Er fuhr der Hoffnung, er fuhr der Liebe entgegen.

Immer tiefer in den Hintergrund schwand die bebende Gestalt Franziska's und immer heller, immer farbenblühender trat die liebliche Lucie hervor.

Wenige Tage nur, und er sah in dies Auge wieder, aus dem für ihn der Born des Lebens quoll. Miß Harker empfing ihn, als er anlangte, Lucie kam bald darauf in Begleitung von einigen jugendlichen Freundinnen. Sie blieb auf der Schwelle des Gartensaales stehen, in dessen Tiefe sie Wilhelm mit Rebecca am Fenster wartend erblickte. Eine Gruppe hochstaudiger Gewächse war gerade am Eingang des Saales so aufgestellt, daß Wilhelms Blick die volle Gestalt der Eintretenden nicht sah, sondern nur den Oberleib; es dünkte ihn in dem Augenblick, als entstiege diese süße Fee der Jugend und Schönheit dem Silberkelch einer großen Calla, die ihren Blumenbecher gerade dort hinhielt, wo sich die weißen, vollen Arme hoben, um Wilhelm einen Gruß zuzuwinken. Jetzt kam sie herbei, gefolgt von den Gespielinnen, eine Schaar junger flatternder Nymphen in Gaceschleier gehüllt, mit Blumenkronen im Haar.

Hab ich Ihnen zu viel versprochen? rief sie: Haben wir nicht noch immer Blumen, Wärme und sommerliche Freude, während es in dem düstern Paris schon längst Winter sein mag. Nun,

ich lobe Sie, daß Sie auf meinen Befehl gekommen sind.

Die jungen Mädchen setzten sich im Kreise hin, und Wilhelm mußte erzählen, was er Neues aus der Hauptstadt wußte. Der Abend kam auf diese Weise heran. Der Mond schien durch die offen gebliebenen Thorflügel und warf lange schmale Lichtstreifen über die Häupter der Blumen weg auf die blaßrothen Bezüge der Möbel, und an die Goldrahmen der hohen Wandspiegel hin.

Sollen wir unsern Gast nicht gleich zum Willkommen an einen der schönsten Theile der Umgebung dieser schönen Stadt führen? rief Lucie bittend. Der Abend ist so schön.

Sie vergessen, liebe Tochter, entgegnete Miß Rebecca, daß ein Reisender müde sein muß und der Ruhe bedarf.

Wilhelm versicherte, daß dies bei ihm nicht der Fall sei; er habe sich auf der vorletzten Station wohl ausgeruht, gerade um nicht erschöpft und ermüdet anzulangen. Man unternahm demnach den Spaziergang. Wilhelm führte Miß Rebecca, Lucie ging an seiner Seite, die andern Mädchen hatten sich je Zwei und Zwei umschlos-

sen und wandelten wie ätherische Sylphengestalten über die schon dunkelnde Terrasse. Der kleine Zug bewegte sich eine Anhöhe, dicht an der Stadt heran, und hier angelangt fand man die reizenden Höhen noch in die volle Abendgluth getaucht, während in den Thälern schon die Nebel mit dem einfallenden Silberglanz des Monds kämpften. Das Auge erblickte von diesem Standpunkt einen Theil des Meeres, die ferne Kette der Cevennen, und nach Norden zu die dämmernden Hochgebirge der Alpen. Es war eine entzückende Aussicht, allein sie hielt nur auf wenige Minuten noch dem Auge Stand, dann machte sich die Dämmerung entschieden Platz, und ein Zwischenzustand der Schatten und des neuen Lichts, das noch nicht kräftig genug zum Siege war, entstand, welcher es unmöglich machte, die ebengeschauten Reize noch länger zu verfolgen.

Rebecca setzte sich mit Wilhelm nieder, die jungen Mädchen scherzten am Abhang hin. Die letzten Ereignisse in Baden wurden, sehr erklärlich, zuerst berührt und Wilhelm fand hier wieder bestätigt, was ihm schon der späte Brief anzudeuten geschienen, nämlich daß Rebecca in der völligen Ueberzeugung, Wilhelm werde ihr immer das

Richtige und Gemäße zutrauen, gar nicht einmal für nöthig befunden hatte, ihm die übereilte Abreise wissen zu lassen, noch ihn mit einer gewissen Eile, die von Unruhe gezeigt hätte, von dem jetzigen Aufenthalte in Kenntniß zu setzen. Doch nur bis hierher gingen die eigenen Vorsichtsmaßregeln, jetzt hatte sie sich entschlossen, Wilhelms Thätigkeit und Rath in den Angelegenheiten ihrer Pflegebefohlenen in Anspruch zu nehmen.

Kann ich darauf rechnen, hub sie an, daß Sie für meine Lucie wahres und inniges Interesse haben?

Wilhelm war aufs Aeußerste erstaunt, diese Frage, gleichsam als wäre hier die Antwort noch zweifelhaft, in einem viel weniger aufgeregten Tone, als ihn der Gegenstand, nach seiner Meinung erforderte, aussprechen zu hören. Wie, Sie zweifeln? rief er leidenschaftlich und so heftig, daß Rebecca mit einer fast unwilligen Miene sich abwendete.

Ein Mann wie Sie, bemerkte sie nach einer Pause, hat Vieles zu bedenken und anzuordnen, als daß wir Frauen hoffen dürften, wir könnten ihn mit unsern kleinen Angelegenheiten in seinen

Bahnen aufhalten. Ich möchte Ihnen etwas im Vertrauen mittheilen.

O! rief Wilhelm, sich vergessend, was Sie mir auch mitzutheilen haben können, es wird nicht ein so enges und heiliges Vertrauen in Anspruch nehmen, als die Geständnisse, die ich Ihnen zu machen habe.

Sie mir! Geständnisse! wiederholte Sie mit einer schwankenden und nicht ganz gütig lautenden Stimme. Ich bin begierig, diese zu hören.

Sie betreffen Lucien! sagte er.

Rebecca lächelte: Alsdann begegnen sich unsre Mittheilungen bei einem und demselben Gegenstande. Das ist ein willkommenes Zusammentreffen und wird uns unsre gegenseitigen Bemühungen erleichtern.

Vielleicht ist der Zeitpunkt noch nicht da, hub Wilhelm plötzlich beklemmt und unruhig an, wo ich völlig offen sprechen darf.

Dieser Zeitpunkt ist immer da, wo zwei redliche Willen sich begegnen, entgegnete sie fest und Wilhelm mit einem scharfen Blick ansehend. Ich will voran gehen. Mein Wunsch ist, daß Sie Sich für meine Lucie interessiren, so interessiren, als wenn sie Ihnen gehörte —

Mein Gott — theure Miß!

Ich will mich noch näher und bezeichnender ausdrücken. Denken Sie Sich die Möglichkeit, daß Sie den Wunsch empfänden, ein Band, und zwar ein recht enges Band, das engste, das es unter Menschen giebt, zwischen sich und Lucie geknüpft zu sehen.

Diese Möglichkeit — mein Himmel! Sie ist eine Wirklichkeit, Miß Harker.

In der That! sagte sie mit freudig überraschten Mienen. So hätte also ein gütiges Geschick mir bereits vorgearbeitet und meiner armen Kleinen die Demüthigung erspart, sich Ihnen auf gut Glück, ob Sie sie annehmen würden, oder nicht, anzutragen.

Wilhelm wußte nicht, ob er recht gehört. Er saß da und fühlte alle seine Seelenkräfte wie betäubt durcheinander irren. War er es, der hier warb, oder warb die Geliebte um ihn, und zwar durch eine so strenge, pedantisch zurückhaltende Duenna, wie es Miß Harker war. Welch ein Wunder ging hier vor. Was er als höchste Seligkeit erstrebte, was er zu erringen kaum in seinen sieghaftesten Träumen zu erringen hoffte, es wurde ihm hier leichthin angetragen, mit der

Bitte, daß er es annehmen möchte. Das Staunen und die Verwirrung mußten sich in seinen Zügen malen, denn Rebecca fragte ihn gleich darauf in einem spitzigen, gereizten Tone: Thun Ihnen Ihre Geständnisse etwa wieder leid?

Wilhelm schüttelte das Haupt. Den Augen der Miß Harker war nicht möglich auszubeugen; sie sandten scharfe, die Seele, auch wenn sie sich absichtlich verhüllen oder zurückziehen wollte, in ihrem Versteck aufreizende Strahlen. Nun? rief sie; antworten Sie.

Ich werde mich ewig für das liebe, himmlische Kind interessiren — stammelte er.

Interessiren? Das ist nicht der rechte Ausdruck. —

Nun denn — ich werde sie ewig lieben! rief Wilhelm mit auflodernDem Muthe.

Das ist schon mehr — allein noch nicht genug.

Sind Sie ein Dämon der Hölle! rief Wilhelm außer sich — was wollen Sie mehr, Sie haben mein ganzes Bekenntniß.

Miß Harker hüpfte gleichsam vor Schreck, als Sie Sich als Dämon der Hölle bezeichnen hörte, etwas auf der Bank in die Höhe, dann sagte sie

gleich darauf: Dergleichen will ich nicht hören. Lassen Sie unser Gespräch abbrechen und nach Hause gehn.

Nein — nein! rief Wilhelm. Verzeihung, edle Freundin; allein wenn Sie wüßten, wie Sie mich martern. Was wollen Sie nun mehr, wenn ich nun bekenne, in Schaam erglühend und mit allem Sturm der Empfindung der einst so feurigen Jugend: Ich liebe Lucien! Ich möchte sie die Meine nennen.

Da kommen Sie endlich, wohin ich Sie haben will, rief Rebecca triumphirend.

Werde ich sie aber erhalten? fragte Wilhelm. Werden Sie sie mir geben?

Ich? — o mit dem größten Vergnügen! Uebrigens, mein geehrter Herr, man kann Einem nicht geben, was er schon hat.

Was soll das heißen?

Lucie ist bereits die Ihre.

Gott!

Sie gehört Ihnen ganz und ewig zu eigen.

Und Sie — und Luciens Mutter machen mir den Besitz nicht streitig?

Im Gegentheil, wir werden Alles aufbieten, Sie in Ihrem Eigenthum zu schützen. Wir wün-

schen nichts, als die Sorge, die wir für dieses reizende Wesen bis jetzt getragen, Ihren Schultern fortan aufzubürden.

Wilhelm sprang auf; es hätte wenig gefehlt, so hätte er Miß Harker umarmt. So bin ich der Glücklichste der Sterblichen! rief er. Lucie mein! Lucie mein Weib!

Ein kleiner Schrei, als hätte eine Schlange sie im Fuß gestochen, wurde von Rebecca ausgestoßen, als sie Wilhelms letzte Worte vernahm. Sie hielt sich an die Armlehne der Bank, sie war bleich wie der Tod, und der Mond warf einen falben Glanz auf diese starre, unheimliche Gestalt.

Um Gotteswillen, was ist Ihnen.

Ein Irrthum! ein abscheulicher Irrthum! stammelte sie. Lucie kann ja nie Ihre Frau werden. Wer spricht denn davon?

Sie! Sie! schrie Wilhelm und faßte krampfhaft ihre beiden Hände. Eben haben Sie's gesagt. —

Unglücklicher Mann! wie konnte ich auch nur denken, daß Sie mich so verstehen würden. Ein Wahnsinn ist dieses Fehlgreifen. Wie werde ich denn — ich! — ein junges Mädchen, das mei-

ner Obhut anvertraut, einem verheiratheten Manne anbieten! Wo sind Ihre Sinne und Ihr Verstand, mich einer solchen grenzenlosen Niedrigkeit für fähig zu halten?

Sie stand auf und wollte gehen. Wilhelm hielt sie zurück. Nur ein Wort noch, Miß! bat er. Wie diese unglückselige Stunde auch in ihren Folgen sich gestalten möge, einen solchen verdammenswerthen Verdacht müssen und sollen Sie nicht auf mich werfen. Ich war fest überzeugt, daß Sie wüßten, daß ich frei sei.

Frei? rief Rebecca höhnend und aufgebracht. Sind Sie denn frei?

Meine Frau starb — vor wenig Wochen: ich empfing die Nachricht, antwortete Wilhelm.

Rebecca's Züge nahmen den Ausdruck des höchsten Zornes und der wildesten Verachtung an. Ihre Lippen bebten so heftig, daß für den Moment die Worte, die sie ausstoßen wollte, nicht hinüberzugleiten vermochten. Endlich nach einer Pause, während welcher sie sich gesammelt und eine leidliche Fassung errungen, sagte sie. Und diese Lüge mir, mein Herr? Ihre Frau soll vor Wochen schon todt sein, und diesen Brief — empfing ich gestern von ihr.

Sie wandte sich ohne seine Antwort abzuwarten, und verließ eilig den Platz, indem sie gebieterisch Lucien zu sich rief, die eben im Begriff war, zu Wilhelm hinaufzueilen.

Der Unglückliche blieb zurück, nicht wissend, ob er träume oder wache. Erst spät in der Nacht in seinem Gasthofe angelangt, gelang es ihm wieder, seine Gedanken zu sammeln und sich auf die gegenwärtigen Verhältnisse zu besinnen. Seine erste Befürchtung war, daß Miß Harker, da er ihre raschen Entschlüsse kannte, wiederum verschwinden, und ihn in trostlosestem Zustande zurücklassen werde. Zum Glück war dies aber nicht der Fall. Er sendete hin, sie ließ ihm erwidern, daß sie ihn nicht annehmen könne, aber seinen Brief nahm sie entgegen. In diesem Schreiben hatte Wilhelm sich kurz gefaßt und mit der Sprache des edlen, beleidigten Mannes jene Umstände näher auseinandergesetzt, auf denen das Mißverständniß beruhen mußte. Es war ihm im höchsten Grade zuwider, seine traurigen, jetzt gelöseten ehelichen Verhältnisse vor einem so streng und oft sogar schonungslos richtenden Urtheile offen darzulegen; doch fand er es, so wie die Dinge jetzt sich gestaltet hatten, seiner Ehre gemäß auch nicht den kleinsten

Umstand zu verschleiern oder wegzulassen. Der Brief schloß mit der von Robert mitgetheilten Nachricht, und selbst den Todtenschein legte er bei. Ein paar Tage vergingen, ehe er eine Antwort erhielt, dann ließ Miß Harker ihn zu sich bitten. Er fand sie allein und in einer gewissen feierlichen Stimmung, die ihr nicht wohl zu Gesichte stand. Sie nahm dann einen hohlen, langsamen Predigerton an und Wilhelm hatte Mühe, seinen Unwillen und seine Gereiztheit bei einem solchen Empfang, wo er gehofft hatte, man würde ihn mit Güte und Zuvorkommenheit um Verzeihung der angethanen Unbill bitten, zu verbergen. Allein Miß Harker war nicht die Person, die jemals um Verzeihung bat, auch bei dem entschiedensten Unrecht von ihrer Seite her hätte sie es nicht gethan, weil sie überhaupt bei ihrer exemplarischen und vorsichtigen Handlungsweise jemals ein entschiedenes Unrecht zu thun nicht fähig hätte sein können.

Sie sagte: Wir sind bestimmt vereint zu handeln; es wäre Thorheit, wenn wir uns entzweiten. Ich wußte, daß Sie im Irrthume waren, und vergab Ihnen schon damals, als ich mich, anscheinend und unversöhnlich von Ihnen

trennte. Sie sind ein edler Mann, daß Sie, scheinbar im Recht, doch die Versöhnungshand zuerst geboten. Das hatte ich jedoch erwartet. Mich überrascht nichts.

Und mich sehr Vieles, entgegnete Wilhelm treuherzig und offen. Ich weiß mich nicht in diese Welt zu finden, die mir manchmal aus ihren Fugen gerissen scheint.

Sie sind ein naiver, kindlicher, poetischer Charakter, sagte Rebecca mit einem altklugen Lächeln. Nach den Beschreibungen, die man mir von Ihnen gemacht, sind Sie das immer gewesen.

Doch zur Sache, Miß.

Die Sache ist die, entgegnete sie bestimmt, daß wir verbündet bleiben, so wie wir es Anfangs beabsichtigten, und daß Sie Lucien in Ihren Schutz nehmen.

Sie umgehen, um was es sich hier handelt.

Ich umgehe es nicht; ich lasse es nur unerörtert. Es gilt hier die Entschleierung eines Geheimnisses, das nicht mir gehört. Nur so viel sei Ihnen gesagt, und wenn Sie wollen, will ich's Ihnen auf's Evangelium beschwören, daß Ihre

Frau nicht todt ist, und daß Sie somit nicht frei sind. Das ist, dünkt mich, fürs Erste genügend.

Fürs Erste! murmelte Wilhelm; denn ich werde mich frei machen, es koste, was es wolle. Er hatte eben eine Frage auf den Lippen, als Lucie hereintrat und mit lächelnder Miene freudig auf ihn zueilte. Sie begrüßte ihn und fragte halb zürnend, halb spottend, wie er es möglich habe machen können, so lange von ihr entfernt zu bleiben. Der Anblick der Geliebten beschwichtigte den Sturm in seinem Innern. In diesem Augenblick erschien ihm die ganze Unterredung mit Rebecca wie ein verworrener Traum, dem nachzusinnen nicht weiter der Mühe lohne. Mit vollen, glücklichen Zügen schlürfte er die bezaubernde Gewißheit und schloß sich mit einer gewissen ängstlichen Hast an jedes der lieben Zeichen einer für ihn unendlich theuern Gegenwart. Er ließ sich von Lucien in den Garten führen, und hier auf der Terrasse auf und ab wandelnd, hielt er den Arm des Mädchens in dem seinigen und hörte den lieblichen Klang ihrer Stimme dicht an seinem Ohre. Der Himmel war ihm nie so heiter erschienen, das Blau nie so tief und schimmernd, die Luft hatte nie balsamischer zu seinen Sinnen

gesprochen, als jetzt in diesem Augenblick, wo er, wieder in dem Besitze seines Schatzes, den ein böser Dämon ihm hatte rauben wollen, in frischer, freier Welt sich Glück und Liebe athmend erging. Sein Schritt war elastisch und leicht; wer dieses Paar so hinschreiten sah zwischen den Blumenstauden und Gebüschen, hier auftauchend, dort verschwindend, dem konnte es als ein eben zum segenvollsten Bunde vereintes Liebesgeschick erscheinen. Rebecca warf einen flüchtigen Blick durch das Fenster auf die Wandelnden, dann begab sie sich in ihr Kabinet, um mit einem Geschäftsmanne zu sprechen, der dort mit Dokumenten und Briefen ihrer wartete.

Nun! rief Lucie neckend, jetzt beichten Sie. Warum sind Sie einige Tage weggeblieben; nachdem wir gleich am ersten Abend so traulich beisammen gewesen? Ist das Recht, nach einem so guten Anfange sich dann so träge und lässig zu zeigen?

Wilhelm blickte herzlich in die schönen Augen, und sagte dann. Es war in Folge eines Gesprächs mit Miß Harker, liebe Lucie, daß ich wegblieb.

So? In Folge eines Gesprächs mit Rebecca? Was kann der Gegenstand dieses Gesprächs gewesen sein. Darf man ihn nicht erfahren?

Wozu? Das Mißverständniß ist jetzt ausgeglichen.

Ein Mißverständniß also! bemerkte sie nachsinnend. Rebecca will Ihnen wohl, hüten Sie Sich, lieber Herr von Ortwell, sie zu beleidigen. Sie hat mir oft gesagt: an das Geschick dieses Mannes — nämlich sie meinte damit Sie — wünsche ich das deine auf immer bald geknüpft zu sehen.

So sprach Sie auch an jenem Abende.

Es ist ihre aufrichtige Meinung. Sie sehen also, wie werth sie Sie hält.

Oder vielmehr, ich sehe daraus, sagte Wilhelm sehr ernst, wie wenig sie bei ihren Entscheidungen die Herzen und den Willen Anderer in Betracht zieht.

Wie versteh ich das?

Hat sie nicht über Ihren Willen entschieden, theuerste Lucie, ohne ihn zu befragen. Oder hat sie gefragt und haben Sie eingewilligt?

In was? —

Wilhelm stockte etwas, aber er nahm seinen Muth zusammen und sagte: Nun, hat sie gefragt, ob Sie, Lucie, Ihr Geschick mit dem meinigen verbunden wissen wollen?

Eine helle Röthe überflog das liebliche Antlitz. Wilhelm rief heftig: Sehen Sie wohl, Sie antworten nicht. Der Unwille malt sich auf Ihrem Gesicht! —

O nicht der Unwille! Sie müssen Sich auf eine etwas geschicktere Deutung legen.

Also fragte sie — und Sie willigten ein?

Sie brauchte nicht zu fragen, denn sie wußte, daß ich einwilligen würde, entgegnete Lucie leise und setzte hinzu: Rebecca hat ein Auge, um damit in die Tiefen der Seele zu schauen. Sie weiß, wie ich denke und empfinde, eine Frage ist bei ihr gänzlich überflüssig.

Wilhelm schloß, außer sich vor Entzücken, das Mädchen in die Arme. Lucie lehnte sich an ihn, das Haupt an seiner Brust, so blieben sie stehen und schauten, selig vereint, in die Ferne hin. Meine Lucie, hub Wilhelm an, und seine Stimme bebte, zum ersten Male ist's, daß ich dich so zu nennen wage; aber ich fühle es, mein und dein Geschick haben sich entschieden. Wir ge-

hören einander; dein süßes Geständniß hat eben dem Bunde das Siegel aufgedrückt. Was auch der Aberwitz der Menschen erfinden möge, wie auch Thorheit und Mißverstehen, Eigensinn und Willkühr sich verbinden mögen, um uns von dem schon ganz nahen Ziel wieder hinwegzuscheuchen, es soll ihnen nicht gelingen. Festen Schrittes gehen wir, eng umschlossen, dem Siegespreise zu. Meine Hand nimmt den Kranz, um ihn auf dein Haupt zu setzen.

Er hielt inne und berauschte sich von Neuem durch einen Blick auf die Fülle des Reichthums, der in seinen Armen ruhte. Ich Thor, sagte er, zaghaft meinte ich, das Glück halte sich von mir abgewendet, es hat nie aufgehört, mir zu lächeln. Denn als ich mich am elendesten wähnte, gerade da bereitete sich die Liebe zu ihren schönsten Festgeschenken für dieses Herz. Erinnere dich, Lucie, erinnere dich, wie ich dich zum ersten Male sah.

Es war an einem Abende — Sie — du — Sie stammelte und schwieg erröthend.

Du! du! rief Wilhelm und zog die Liebliche stürmisch an sich —

Du tratest aus dem Eingang hinter einigen

Gruppen Sprechender hervor, eilig kamst du heran, du suchtest die Frau vom Hause —

O nein, nein! rief Wilhelm: ich suchte dich. Damals war nicht unser erstes Zusammentreffen. Siehst du, Kind, ich habe ein besseres Gedächtniß wie du. Ich hatte dich den Tag vorher schon gesehen und Iphigenie nach deinem Namen gefragt. An jenem Tage hast du mich aber nicht bemerkt, wie es scheint. Das könnte ich übel nehmen.

In der That, ich habe Sie nicht bemerkt, lächelte sie in Nachdenken versunken. Lassen Sie mir fürs Erste das „Sie," setzte sie erröthend hinzu; es kommt mir mehr aus dem Herzen, als das ungewohnte „du." Ich rede meine Mutter auch mit „Sie" an.

Wie du willst, sagte er leise und etwas verstimmt. Nenne mich so wie dein Herz es dir eingibt.

O, das sagt mir, daß ich Sie -- Sie — und nur Sie liebe.

So wünsche ich nichts mehr. Und hast du nicht gefragt, mein Engel, wer ich sei, — ich meine damals, als du mich zum ersten Male bemerktest?

Nein.

So war ich dir also damals noch völlig gleichgültig?

Durchaus nicht. Gerade weil Sie mir nicht gleichgültig waren, mochte ich nicht fragen. Wenn man fragt, erfährt man sogleich so viel Schlimmes, und ich wollte mir Ihre edle Erscheinung nicht verunglimpfen lassen. Ist der Mann böse und schlecht, so erfahre ich's noch immer zeitig genug, für jetzt will ich mir einbilden, er sei wirklich so lieb und edel, wie er aussieht. So mache ich's immer mit Gesichtern, die mir gefallen. Später hörte ich zu meiner Verwunderung, daß die Leute wirklich nichts Uebles von Ihnen zu sagen hatten. Nun war ich ganz froh und ich sagte zu Rebecca: Hab ich nun einmal Recht gehabt? Da ist nun ein Mann, der gut aussieht und wirklich auch gut ist. Rebecca entgegnete mir: sie müßte gestehen, daß ich diesmal mich nicht getäuscht hätte. Nun ging es so weiter fort; ich lernte Sie kennen — es war, als wenn Wärme und Licht in meine Seele gekommen. Wenn ich früher etwas erlebte oder mir ausdachte, von dem ich hoffte, es sei entweder verdienstlich oder es könne Anderen Beifall abgewinnen, so schwebte mir immer meiner Mutter und Rebecca's

Bild vor, und ich nahm mir vor, diesen Beiden sogleich Mittheilung zu machen; — nun aber, seitdem ich Sie kennen gelernt, schwebte mir zuerst Ihr Bild vor. Billigt er dies, hat er daran Freude — so lautete die Sprache meines Herzens — dann ist es gewiß gut und verdienstlich.

Wie wird es erst sein, wenn du ganz — ganz — mir gehörst, Lucie? fragte Wilhelm.

Sie erröthete und schwieg.

Hat dir Rebecca nie etwas davon gesagt, daß du einst mein Weib, mein geliebtes Weib werden könntest?

Nie.

So bitte sie heute noch um ihre Einwilligung — bitte auch deine Mutter. Ich meinerseits werde meine Schritte thun. Unser Glück darf nicht länger in der Ungewißheit schweben. Die Welt ist zu leichtfertig und zu verworren, als daß ein so feines Gebilde, wie das Ineinander-Geranke und Durcheinander-Blühen unsrer Liebesträume dem Spiel dieser Welt darf schutzlos hingegeben werden.

Könnte es denn jemals geschehen, fragte sie bekümmert, daß wir von einander getrennt würden?

Ob es geschehen kann — ich fürchte es nicht. Allein den Versuch wird man machen. Und einen solchen zu vereiteln, schon das kann ein großer Gewinn sein.

Sie denken an Emil? Doch der ist auf immer aus unsrer Nähe verbannt. Seitdem ich weiß, daß man meine Mutter, daß man Miß Rebecca zwingen will, in die Heirath zu willigen, seitdem ist er mir verhaßt und ich werde ihn nie zum Manne nehmen.

Schon gut. Also du willst mit Rebecca sprechen?

Da Sie es wünschen, will ich es thun, obgleich nicht gerne. Denn was sie für mich gut und dienlich hält, das führt sie herbei, ohne daß ich sie darum bitte. Sie lebt und athmet nur für mich, und ihr Sinnen und Träumen Tag und Nacht ist ewig nur mir zugewendet. Deshalb bitte ich sie auch nie um etwas; denn ich weiß, sie kennt meine Wünsche, und ehe ich sie ausspreche, erfüllt sie sie. Erfüllt sie sie nicht, so ist dies ein Zeichen, daß sie zwar um den Wunsch weiß, allein seine Gewährung für mich nicht als ein Glück betrachtet. Die arme Rebecca, ich glaube, es würde ihr Tod sein, wenn sie mir ein=

mal etwas abschlagen müßte, und ich glaube, ich stürbe auch dabei.

So fragen Sie sie nicht! rief Wilhelm bestimmt. Ich wußte nicht, daß Sie die Sache so ansehen. Die Welt hat mich so leichtfertig gemacht, daß ich das Dasein einer so tiefen, keuschen und zarten Seelengemeinschaft nicht geahnet habe. Nein, nein Lucie, fragen Sie sie nicht. Es könnte ein entsetzlicher Blitzstrahl in das Haus unsres Glückes fahren.

Aber sie wird nicht entgegen sein.

Nein — nein! rief Wilhelm noch bestimmter. Keine Frage, keine Bitte. Wir wollen uns harmlos des Glückes freuen, so lange wir es ohne den Andrang der Stürme vermögen. O meine Lucie, meine theure Lucie; ich halte dich in meinen Armen. Was will ich mehr.

Mit einem Lächeln, das ihre volle, reine, süße Jungfräulichkeit offen darlegte, sah sie ihm in die, in der Gluth des Innern schwimmenden Augen. Sie umschlossen sich, und er drückte sie mit einem halb von Schmerz, halb von Wonne ausgepreßten Seufzer an seine Brust.

IV.

Wilhelm hatte Miß Rebecca versprochen, sein Ansehen und seine Geschäftskenntniß mit den Bestrebungen des jungen Advokaten zu vereinen, der die Angelegenheiten der Fürstin Semiani gegenüber den Ansprüchen, die ihr Verwandter erhob, zu führen übernommen hatte. Es war hierzu eine Reise nöthig, zu der Wilhelm sich entschloß, obgleich er sich ausbedang, daß es ihm nicht auferlegt werde mit der Gräfin, oder dem alten Fürsten in persönlichen Verkehr zu treten. Jene sollten nicht einmal seine Einmischung in dieser Streitsache, die einen scharfen und erbitterten Charakter angenommen, ahnen.

Als er die Papiere von Rebecca in Empfang genommen hatte, übergab sie ihm noch ein ver-

siegeltes Schreiben mit den Worten. Wenn ich Sie nicht für den edelsten, rechtlichsten Mann hielte, den ich kenne, würde ich Ihnen dieses Siegel nicht anvertrauen. Unter diesem ruht ein Geheimniß, das, wie ich Ihnen bereits vor einigen Tagen bemerkte, nicht das meine ist. Dennoch muß ich in diesem entscheidenden Momente darüber verfügen, als wenn es mein Eigenthum wäre. So bald Ihnen unser Geschäftsführer sagt: mir fehlt ein sehr wichtiges Dokument, das ich nirgends herbeizuschaffen weiß — so bald er Ihnen diese Worte sagt, so ist dies ein Zeichen, daß Sie das Schreiben lesen dürfen. Es ist dann das letzte Mittel, um zum Ziele zu gelangen, und zum Ziele müssen wir gelangen, wenn nicht Lucie, ihre Mutter und ich — auf gleiche Weise elend sein sollen. Jetzt wissen Sie meinen Willen, Sie werden pünktlich danach thun, dafür kenne ich Sie schon lange und gut genug.

Wilhelm gab sein Wort und entfernte sich. Er ging zu Lucien herüber, um von ihr Abschied zu nehmen. Er fand sie nicht allein. Ein junger Mann und eine schon bejahrte Dame saßen in der Epheulaube, die um das Fenster her gebildet war, und Lucie stand vor ihnen und erklärte ih-

nen die Blumen und Arabesken in einer Stickerei. Als Wilhelm eintrat, eilte sie, wie immer, freudig lächelnd auf ihn zu, seine verdüsterte Miene gewahrend sagte sie rasch: Ah — Sie kommen, um Abschied zu nehmen! Aber Sie kommen ja bald wieder.

Ich hoffe es, entgegnete er.

Hier ist die Marquise Villette und ihr Sohn — nahm Lucie das Wort, ihre Gäste vorstellend. Wir sind der Frau Marquise großen Dank schuldig, denn auf unsrer eiligen Flucht aus Baden und während Miß Harker einige Tage krank lag, nahm sie sich mit großer Güte unserer an.

Sie stellen es unrecht dar, liebe Prinzeß, hub die Dame an, gerade wir waren es, die Ihnen Dank schuldig wurden. Ich und meine arme Schwester, wir waren so bekümmert um das Schicksal meines Sohnes, der damals gerade in Algier in einem blutigen Treffen sich befand und wir bereits Monate lang ohne Nachricht von ihm uns befanden. Sie waren der Engel, der uns tröstete.

Und hatte ich nicht Recht? fragte die Gelobte lächelnd. Steht er nicht jetzt gesund und blühend neben uns?

Der Jüngling, auf den diese Worte sich bezogen, verbeugte sich mit einem etwas befangenen aber dabei sehr anmuthigen Wesen. Wilhelm richtete einen beobachtenden Blick auf diese ihm noch neue Erscheinung, und der junge Mann erschien ihm der Auszeichnung werth, die ihm wurde. Nie konnte man eine jugendlich schönere Figur, eine blühendere und mit unverkennbarem Stempel unentweihter Kraft bezeichnetere Physiognomie sehen. Der Blick der dunkeln Augen, wie er bei Luciens Worten sie flüchtig hob und über seine reizende Beschützerin hingleiten ließ, hatte für einen scharfen Beobachter, wie Wilhelm es war, ein eigenthümliches Leben und eine innige Bedeutsamkeit. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Marquis — rief er in seiner gewohnten herzlichen Weise, indem er die Hand des Jünglings erfaßte und drückte. Jener verbeugte sich nochmals und sah die Mutter an, als wollte er sagen: das ist wieder ein unerwartetes Glück mehr, das wir unserm Engel verdanken. Lucie stand zwischen Mutter und Sohn — immer noch mit traurigen Blicken Wilhelm betrachtend. Dieser um den Gegenstand seines Kommens dem fremden Besuch weniger auffällig zu machen, lenkte das Gespräch wieder auf

die Stickerei, von der Anfangs bei seinem Eintritt die Rede gewesen.

Es ist ein Tischteppich, für meine Mutter bestimmt. In diesem Gewinde von weißen und rothen Rosen habe ich ihren und meinen Namen, so gut ich's verstand, in einander geschlungen. Es war nicht leicht und ist auch noch nicht vollendet. Jetzt ist Severin da und der wird mir helfen. Besinnen Sie Sich, Herr Marquis, daß wir schon vor einem Monat, gleich nach Ihrer Ankunft hier über diese Arbeit sprachen. Darauf verreiseten Sie und ließen mich im Stich. Es ist ganz in der Ordnung, daß Sie jetzt wieder kommen und mir helfen.

Wilhelm las die Namen. Lucie! rief er — diesen Namen verstehe ich — allein hier — Constanze —

Ganz Recht — Constanze.

So heißt Ihre Mutter?

Nein, so heiß ich.

Auf Wilhelms fragenden Blick erwiderte sie: Ihre Verwunderung ist erklärlich, weil Sie mich nie haben so nennen hören; allein wie ich mit meiner guten Mutter noch zusammenlebte, zog sie es vor, mich Constanze zu nennen, schon um

nicht ihren eignen Namen, den sie nicht mochte, ewig im Ohre tönen zu haben. Als ich mich von ihr trennen mußte, nannte mich Rebecca mit Absicht Lucie, weil sie hierin eine von den vielen täglichen Erinnerungen an ihre geliebte Freundin, meine Mutter, sich verschaffte. Auf diese Weise ist der Name „Constanze" gleichsam untergegangen.

Wilhelm sprach noch Einiges über die halb fertige Arbeit, dann wandte er noch ein paar Worte an den jungen Villette und empfahl sich dann, von Lucie bis zum Ausgang begleitet, und mit einem innigen Händedruck von ihr entlassen.

Auf dem Landgute der Gräfin im Elsaß angelangt schickte sich Herr Bernhard, so hieß der rüstige und noch junge Geschäftsführer, dem es gelungen war, sich schon einen bedeutenden Ruf als Rechtspraktikant zu erwerben, an, der Dame seine Aufwartung zu machen. Wilhelm blieb in dem nahe gelegenen Städtchen zurück, wohin sein Begleiter für den Abend und die Nacht zurückzukehren versprach. Man machte ihm jedoch auf dem Schlosse Anerbietung, dort für die Zeit der Unterhandlung seine bleibende Wohnung zu nehmen, und der Advokat, dem dies allerdings bequemer war, willigte ein. So hatte denn Wil-

helm nur Hoffnung ihn auf den Sonnabend und Sonntag wiederzusehen, auf welche Tage er eine kleine Landpartie in die Umgegend mit ihm verabredet hatte.

Herr Bernhard hatte es in seiner Weise, wenig sich mitzutheilen; seine Urtheile und Aeußerungen, dies merkte man sogleich, waren reiflich erwogen, und er hatte sich frühzeitig gewöhnt, sie nur in ihrem vollen Werthe auszugeben, das heißt bei rechter Zeit und bei der rechten Umgebung. Wilhelm gefiel dies ungemein. Er hatte lange getrachtet, sich eine ähnliche Weise in Geschäften anzugewöhnen, allein seinem lebhaften Geiste, der immer rasch von einem Eindrucke zum andern hingerissen wurde, dem die Eindrücke flüchtig vorübereilten, war es nicht möglich, sich so gesammelt und gleichsam in allen seinen Aeußerungen gesichert gegen die Außenwelt hinzustellen.

Wie er sich im Wagen mit Herrn Bernhard befand, und Ruhe und Nachdenken seine Seele in angenehme Stimmung wiegten, brachte er das Gespräch auf die Verhandlungen im Schloß und ließ sich von seinem jungen Gefährten die wohlbekannten Persönlichkeiten schildern, lediglich in der Absicht, um zu beobachten, wie sich in dem

Geiste dieses unbefangenen und nicht in die intimen Verhältnisse eingeweihten Mannes die Gestalten abspiegelten. Die Gräfin gefiel dem Advokaten, und Wilhelm, so seltsam ihm dies anfänglich erschien, fand doch bei näherm Nachdenken dieses Wohlgefallen erklärlich. Bernhard liebte die Frauen von entschiedenem Charakter und energischem Wesen, in denen er eine Aehnlichkeit mit sich selbst und seiner Auffassungsweise der Welt und der Verhältnisse fand. Minder sagte ihm der alte Fürst zu, über den er fast verachtend die Achsel zuckte, der Sohn erschien ihm völlig unzurechnungsfähig und unbedeutend.

Bernhard sagte: Ich soll vermitteln und weiß doch in der That nicht, wie ich es anfangen soll. Der Fall ist dieser: Von den beiden Brüdern Fürsten Semiani, von denen der jüngere, der Vater Luciens, bereits seit längerer Zeit gestorben, und der ältere, der jetzt lebende Fürst ist, hat der Verstorbene ein sehr großes Erbe hinterlassen. Das Testament spricht von einer beabsichtigten Verbindung, die der Verstorbene zwischen seiner Tochter und dem Sohne des Bruders in Aussicht stellte. Im Fall diese Vermählung nicht zu Stande käme, sollte die Hälfte des Erbes dem

ältern Fürsten zufallen. Dieses Bündniß wird nun allem Anschein nach nicht zu Stande kommen.

Gewiß nicht — warf Wilhelm dazwischen.

Sonach, fuhr der Advokat ruhig in seinem Berichte fort, hätte der Fürst auf die Hälfte des Erbe's Anspruch, denn Lucie hat ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt und der bezeichnete Termin, den die Testamentsklausel angibt, wäre demnach abgelaufen. Der Fürst jedoch macht Anspruch auf das ganze Vermögen. Und allerdings eine zweite Klausel spricht sehr deutlich aus, daß, wenn Lucie nicht den Fürsten heirathet, und jener Termin verflossen ist, überdies die verwittwete Fürstin unterdeß nicht wieder zu zweiter Ehe geschritten ist, so soll, um das Vermögen dem Hauptstamme zu erhalten, das Erbe fast ungeschmälert, denn ein kleines Witthum für die Fürstin und ein Pflichtantheil für die Tochter machen in ihrem Bestande wenig aus, an den Fürsten fallen. Diesen Ansprüchen nun zu begegnen im Interesse der Partei, der ich angehöre, ist, wie ich mich immer mehr und mehr überzeuge, fast unmöglich, und von dem Fürsten, der der Egoismus und die Geldgier selbst ist, ein irgend leidliches Uebereinkommen zu erlangen, ein Nachlassen von seinen Forderungen zu Gunsten

meiner liebenswürdigen Clientin, scheint unmöglich. Denn erstlich ist er, wie ich eben bemerkte, auf die Erbschaft unbeschreiblich begierig, dann sind seine zerrütteten finanziellen Verhältnisse noch dazu von der Art, daß schon diese ihm ein hartnäckiges Beharren bei seinen selbstischen Zwecken vorschreiben und endlich — was mir der Hauptgrund seines für alle Zeit unbesiegbaren Widerstandes erscheint, der Haß der Gräfin, die ihn unumschränkt zu regieren scheint, ist dergestalt gegen die junge Prinzessin Semiani entflammt, daß er schon deshalb auf keines meiner Vorschläge das Erbe in Theilung zu bringen eingehen wird.

Meine arme Lucie! seufzte Wilhelm hier unwillkührlich.

Sie ist in der That zu bedauern, erwiderte im Tone wahren Mitgefühls der junge Mann; allein ich fürchte, sie wäre noch mehr zu beklagen, wenn sie mit dem Erbe dem jungen Fürsten sich vermählte. Doch will ich mich gerne bescheiden, daß ich hierin kein Urtheil habe.

Sie haben das beste und geeignetste, lieber Herr, rief Wilhelm lebhaft. So wie die Sachen stehen, muß es selbst einem Fremden auffällig

sein, wie wenig diese zwei für einander Bestimmten auch in der That für einander passen.

So scheint es! bemerkte der Advokat.

Also was ist nun zu hoffen? rief Wilhelm. Die junge Fürstin ist enterbt.

Ich habe in diesen Tagen, hub der Geschäftsführer wieder an, in meinen Papieren eine Notiz gefunden, die ich unerklärlicher Weise bis jetzt übersehen hatte, und die mir von einer Frauenhand auf den Rand eines Memorandums verzeichnet vorliegt. Sie enthält die Angabe, daß die Fürstin, Luciens Mutter, sich wieder vermählt habe. Doch wird diese wichtige Mittheilung nur obenhin gemacht, und gleichsam durch eine angehängte Note wieder zunichte gemacht; so daß es erscheint, als habe der Schreiber der wichtigen Kundmachung seine Mittheilung selbst nicht für begründet genug erachtet, um sie als ein eigenes Aktenstück auftreten zu lassen. Was soll ich nun hieraus machen? Will es sich wohl irgendwie schicken, davon Gebrauch zu machen? Und wenn ich es wollte, unter welcher Form kann ich dem Fürsten diesen so schwach begründeten Vorwand gegen seine rechtlichen Forderungen beibringen? Wird er mir nicht entgegnen: Was soll diese ma-

gere Notiz? Kann sie nicht von der Feder eines Unbefugten herrühren, der sich ein gewissenloses Spiel erlaubt hat? Sie sehen selbst, Excellenz, daß ich festeren Boden haben muß, ehe ich weiter schreite. Ich wollte deshalb Sie fragen, wissen Sie nichts von einer zweiten Vermählung von Luciens Mutter?

Nicht ein Wort, entgegnete Wilhelm. Man hat mich immer geheimnißvoll mit dunkeln Andeutungen hingehalten, wenn ich auf Luciens Mutter und deren Verhältnisse anspielte.

Ah — gerade so hat man es auch mit mir gemacht, und zwar fürchte ich, es ist eine und dieselbe Person, die diese Verwirrung und Unklarheit, wenn auch aus einem guten Grunde, wie ich nicht zweifeln mag, herbeigeführt.

Miß Harker? fragte Wilhelm.

Ja, Miß Harker, entgegnete sein Gefährte.

Vielleicht weiß sie selbst nichts Genaueres?

Wie sollte das möglich sein? Sie, die beste, die einzige Freundin der verwittweten Fürstin, rief der Advokat. Ich glaube vielmehr, Grund zu haben, annehmen zu dürfen, daß Miß Harker sich wenig aus dem Erbe macht, das für ihren Zögling in Frage gestellt wird. Sie hat auch ge-

gen mich ausgesprochen, daß der ganze Handel ihr sowohl als ihrer Freundin unendlich widrig und lästig sei.

Ich glaub es wohl, bemerkte Wilhelm.

Aber den Frauen dürfen wir hierin kein entscheidendes Endurtheil gestatten, nahm nach einer kleinen Pause der junge Mann wieder das Wort. Wir müssen, wenn Dinge von so entschieden weltlicher und positiver Natur verhandelt werden, für sie eintreten; besonders, wenn die schönen Frauen zugleich sentimentaler und poetischer Natur sind.

Ah, das ist hier nicht der Fall! rief Wilhelm lebhaft. Wenn Sie Miß Harker's Charakter kennten — sie ist in ihrer ganzen Richtung praktisch!

Möglich! so geht dann der Widerstand nicht direkt von ihr aus, und der weiche, weibliche Sinn Luciens hat an den Entschlüssen ihrer mütterlichen Freundin direkten Antheil. Und Sie werden mir nicht ableugnen wollen, daß unsere junge liebenswürdige Erbin in der That eine poetische Natur ist.

Wer möchte das leugnen! entgegnete Wilhelm mit einem Tone der Stimme, als wollte er hin-

zufügen: würde sie denn sonst zu mir stimmen? Könnte ich sie denn sonst lieben.

O die Frauen, sagte der Advokat mit einem flüchtigen beobachtenden Blick auf seinen Gefährten, dessen Herzensgeheimniß, da es so offen sich in dem klaren Blick der Augen aussprach, nicht minder wie in dem Beben der Stimme, gleichsam entschleiert dem Fremden dargelegt war — die Frauen besitzen eine eigne Gabe, uns mit einem Gespinnst unpraktischer Grübelei zu umgarnen, uns gleichsam gegen alle Außendinge blind und taub zu machen; und doch sind es gerade diese Außendinge, mit denen wir es ewig zu thun haben und mit denen wir uns geordnet und befriedigt stellen müssen, wenn wir unsern Lieben ein gesichertes Plätzchen im Leben bereiten wollen. Diese lieben schönen Seelen muthen uns zu, in einem Feenreich voll Duft und Morgenröthe zu leben, und dennoch ahnen sie wohl, daß unsre gröbern Lungen diese angewiesene Atmosphäre nicht einathmen können. Sie freilich — sie können es. Oft erscheint es mir, als läge ein leiser Spott dahinter: sie wollen sich über uns lustig machen, daß wir dort nicht auf eine Sekunde existiren kön-

nen, wo sie mit Leichtigkeit Jahre lang sich umher bewegen.

Wilhelm hörte lächelnd diese Bemerkungen. Sie erschienen ihm um so anziehender, da ein für gewöhnlich so ernster und verschlossener Charakter sie äußerte.

Ach die Frauen! die Frauen! seufzte Wilhelm — sie sind unser Elend und unser Glück!

Viel öfter das letztere, bemerkte der klare, sichre Mann begütigend.

Fast immer das letztere, entgegnete Wilhelm. Aber gerade wenn sie recht unser Glück sind, sind sie auch recht unser Elend. Doch diese Bemerkungen führen uns von dem eigentlichen Boden unsrer Thätigkeit hinweg. Was hoffen Sie nun in dieser häkeligen Angelegenheit. Ist die Fürstin nochmals vermählt, so —

So hat ihr Gemahl über diese oben bemerkte zweite Hälfte des Erbe's unbeschränkt zu verfügen, ergänzte der Advokat. Es läßt sich erwarten, daß er sie nicht dem Verwandten zuwenden werde.

Sollte die Fürstin, hub Wilhelm an, vielleicht so gewählt haben, daß sie nicht gerne mit dem Gegenstande ihrer Wahl vor die Welt tritt?

Möglich. Allein sie muß sich dann selbst sagen, daß ihre Sache nicht durchzuführen ist. Ich kann nicht das Geringste für meine Clientin thun, ehe dieser Umstand mit der zweiten Vermählung festgesetzt ist, und ich sehe durchaus keinen Ausweg, durch welchen ich eine Gewißheit erlangen kann, wenn die Fürstin und ihre Freundin auf ein hartnäckiges Schweigen beharren, so wie es den Anschein hat.

Also in der That — Sie vermögen nichts ohne eine bestimmte Erklärung?

Durchaus nichts.

Wilhelm versank in Nachdenken. Diese eben vernommenen Worte lauteten fast wörtlich, wie Rebecca sie ihm als den denkbaren Fall, daß er das versiegelte Schreiben öffnen müsse, bezeichnet. Er wandte sich wieder zu seinem Nachbar und fragte: Wann gehen Sie wieder aufs Schloß?

Morgen; lautete die Antwort. Es soll mein letzter Gang sein. Bei der Entschiedenheit des Fürsten und der Gräfin wäre ein längeres Parlamentiren völlig zwecklos. Ich werde nur wiederkommen, wenn ich Dokumente mitbringe.

Vielleicht kann ich Ihnen ein solches geben sagte Wilhelm.

Sie? Und warum sagen Sie dies erst jetzt, Excellenz?

Weil ich nicht früher, als bis Sie Ihre Entscheidung abgegeben hatten, dazu berechtigt war.

Nun, ich bin sehr begierig.

Wilhelm konnte nicht hinzufügen: ich nicht minder! Doch diese Worte schwebten ihm auf der Lippe.

Beide Männer trennten sich. Wilhelm hatte den Advokaten gebeten, in der Frühe am morgenden Tage sich gefälligst zu ihm zu bemühen.

V.

Eingeschlossen in der Stille seines Zimmers, beim Schein der einsamen Lampe, umgeben von einer tiefen, nicht durch das leiseste Geräusch getrübten Stille, saß Wilhelm und hielt das versiegelte Schreiben, das ihm Rebecca mitgegeben, in der Hand. Es bewegte sich eine Welt von Ahnungen, kämpfenden Gefühlen und schmerzlichen Empfindungen durch seine Brust. Er wußte es — eine innere Stimme sagte es ihm deutlich — er stand an einer Entscheidung, die für die kommenden Tage seines Daseins maßgebend war. Jenseits dieses Siegels gab es für ihn kein Glück mehr. So wie der Finger, leise tastend, an dieses Thor der Zukunft arbeitete, so fühlte die Seele mehr und mehr das Andringen dunkler Geister,

die nur auf den Moment ihrer endlichen Befreiung aus lästiger Haft warteten. Wie bebte der Arme vor der Entscheidung, und doch wie gewaltig riß es ihn hin, Gewißheit in diesem Wirrsal, Licht in diesem Dunkel zu haben. Alles, was er in dem Lauf seiner Herzensangelegenheit über sein Verhältniß zu dem angebeteten Mädchen gedacht, empfunden — es trat neu in diesem Augenblicke vor seine Seele. Er fühlte den heftigen Wunsch, sie zu besitzen, aber eine Hand, aus Wolken herablangend, zog die Ersehnte immer wieder fort, wenn schon sein Arm sie zu umfangen hoffte. Trüb und beängstigt wie er ohnedies in dieser qualvollen Stunde gestimmt war, mußten ihm die Andeutungen, die er auf so geheimnißvollem Wege in Baden erhalten, jetzt als doppelt bedeutsam auffallen. Er zweifelte nicht, daß sie von Rebecca ausgegangen waren, denn das, was er ohne Umwege von ihr selbst vor wenig Wochen erfahren, stimmte überraschend mit jenen Orakelsprüchen. Lucie sollte ihm gehören und doch nicht die Seine werden. Er würde das Recht gewinnen, über ihr Schicksal zu entscheiden, und er würde ihre Hand vergeben. So lauteten die Sprüche der Nonne und des Geistes der Ruine. Und „sie kann nie

Ihre Frau werden!“ so hatte die harte, grausame Entscheidung an jenem Abende sich ausgesprochen.

Und dann: Luciens früherer Name war Constanze.

So wie er diesen unglückbringenden Laut in der Tiefe der Nacht ausstieß, war's plötzlich, als flöge ein falber Lichtschimmer an seinem düstern, in die Tiefe des Zimmers starrenden Blicke vorüber. In diesem Scheine glaubte er frühere geliebte Bilder in zitternden Umrissen und ungewiß in Farbe und Gestalt auftauchen zu sehen. Er erkannte jenes halbdunkle Gemach wieder, mit Blumen und Gemälden geschmückt, in dessen behaglichem Raume eine wunderliebliche Grazie wandelte und wirkte. Er sah sich selbst, ein träumender, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, wie er, das Haupt auf die Arme gestützt, Thränen der Wonne im Blick, den Bewegungen dieses Zauberwesens, in dessen Banne sein junges Herz schlug, ängstlich folgte. Er hörte wieder den Klang der Stimme, der für ihn alles Süße und Wonnevolle der Erde vereinte, an seinem Ohre, und hörte selbst das leise Knistern und Rauschen

des seidnen Gewandes, das die edlen Glieder in flatterndem Faltenwurf umwallte.

Und ein neues Bild verdrängte dieses. Er erblickte sich auf dem nächtlichen See, den prächtigen Kelchen der weißen Wasserlilien vorbei schiffend, und an den Stufen jener Villa landend, von deren Marmorsäulen das Mondlicht wie in schimmernden Silberbächen niederglitt. O welch eine Zeit der seligsten Träume!

Jetzt war der Tumult in seinem Innern so hoch gestiegen, daß er nicht länger zu zögern vermochte, er öffnete das Siegel.

Der Brief enthielt diese Worte von Rebecca's Hand:

Die Fürstin Semiani vermählte sich zum zweiten Male und ihr Gemahl ist — Wilhelm von Ortwell. Luciens Liebe begünstigte ich, weil ich die Tochter dem Vater zuzuführen gedachte. Die Beweise für die zweite Vermählung können in gewünschter Form und Ausführlichkeit geliefert werden, wenn dies erforderlich sein sollte. Besser wäre es, wenn Frau von Ortwells Geheimniß, das sie als ein solches hinzustellen Gründe hatte,

wenn auch jetzt sie solche nicht mehr in diesem Grade hat, bewahrt bliebe.

Rebecca Harker.

So war es entschieden. Wilhelm entsank das Blatt. Lucie ihm gegeben und zugleich ihm genommen!

Er war der Geliebte der Tochter, wie er der der Mutter gewesen war.

Aber eine Seligkeit überfluthete sein Herz. Das Andenken seiner Jugend war nicht befleckt. Keine trügerische und niedrige Erscheinung drängte sich zwischen ihn und sein Paradies. Das Auftauchen jener Adelaide — war ein Trugbild gewesen. Unbekannt war sie ihm gewesen, unbekannt sollte sie ihm ewig bleiben. Das Glück, das er einst gefühlt, er durfte es ohne Erröthen noch jetzt gestehen.

Lucie! rief er, und er freute sich des Doppelsinns dieses Namens in diesem Momente, du bist mein! Ich werde dich wiederfinden und glücklich sein. Warum hast du dich von mir verbannt? Ich könnte dir zürnen, wenn du mir nicht diesen Engel gesendet hättest, um mich über dein Verschwinden zu trösten.

So hab ich denn über mein Leben abgeschlossen! seufzte er und versank in eine tiefe, nachhaltige Melancholie, die jedoch für seine träumende Seele keine Bitterkeit weiter hatte. Der entscheidende Schlag war gefallen. Er war von seinen Hoffnungen abgelöst, aber auch von seinem Kummer befreit. Ein Gefühl des Glückes, mitten im Schmerze, tauchte in diesem vielgeprüften Herzen auf. Er fand Thränen, und diese flossen erleichternd, er fand Seufzer, die die Beklemmung seines Busens lösten.

Die Nacht verging schlaflos. Am Morgen theilte er Bernhard die wichtigen Mittheilungen und Entschlüsse mit. Jetzt hatte der Prozeß ein festes Ansehen, und der Advokat übernahm freudig die schon mit einem gewissen Unwillen halb und halb niedergelegte Sache. Er blieb, und Wilhelm reiste zurück, um die nöthigen Papiere herbeizuschaffen. Er machte absichtlich einen Umweg, um Lucien in der Stimmung, in welcher er sich jetzt befand, nicht so rasch wieder vor die Augen zu treten. Er mußte erst die Wunde verharrschen lassen; er mußte sich gleichsam erst daran gewöhnen, daß sie seine Tochter sei.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wilhelm vermählte seine Tochter dem jungen Marquis von Villette; er selbst suchte die Geliebte seiner Jugend auf, und mit ihr und in Gemeinschaft mit der glücklich vermählten Lucie, verlebte er die Tage seines herannahenden Alters. Miß Rebecca trennte sich nicht von den Vereinigten.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander von

Wilhelm

Bd.: 2

Berlin 1849

P.o.germ. 1420 dn-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312151-5